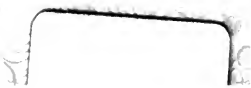
Märchen und Sagen der Bukowinaer und Siebenbürger ...

Heinrich von Wlislocki



Digitized by Google

Digitized by Google

372365

Märchen und Sagen

der

Bukowinaer und Siebenbürger Armenier.

Aus eigenen und fremden Sammlungen übersetzt

von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter).
1892.

Digitized by Google

Digitized by Google

Märchen und Sagen

der

Bukowinaer und Siebenbürger Armenier.

Aus eigenen und fremden Sammlungen übersetzt

von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter).
1891.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
372605
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1910 L

h der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Dem Andenken

meiner unvergesslichen Mutter

gewidmet.

† 3./III. 1889.

Digitized by Google

Vorwort.

Auf dem Gebiete des Handels sowohl, als auch der Politik, Litteratur und Wissenschaft haben einzelne ungarische Armenier von jeher eine hervorragende Stelle eingenommen. Leider wird heutzutage, trotz der Bemühungen eines Gopsa, Govrik, Patrubány, Szongott und anderer Gelehrten, die armenische Sprache in Siebenbürgen nur von der älteren Generation als Konversationssprache gebraucht, in den Schulen aber nur beim Religionsunterricht, so dass in einigen Jahren die Armenier mit dem ungarischen Volke ganz verschmelzen.

Den ersten Anstoss zu dieser Sammlung gab mir Herr G. Munzath, der gründlichste Kenner armenischen Volkslebens in Galizien und in der Bukowina, von dem der für die Wissenschaft früh verstorbene Wiener Sprachforscher J. Hanusch die Daten zu seinem grossen Werke über die Armenier erhalten hat. Munzath war so freundlich, mir einen Theil, und zwar den wichtigsten, seiner Sammlung zu überlassen. Die meisten Stücke seiner Sammlung sind mit Anmerkungen von J. Hanusch versehen, die ich ebenfalls in unveränderter Gestalt herübergenommen habe.

Dass aber diese Sammlung zu stande gekommen ist, verdanke ich in erster Reihe dem hochgelehrten armenischen

Digitized by Google

Greise, Herrn Anton Bosnyak in Mühlbach (Siebenbürgen), der mir die meisten hier aufgenommenen Stücke der Siebenbürger Armenier mitgetheilt hat und mir bei der Uebertragung ins Deutsche grosse Dienste leistete. Die Originaltexte der hier veröffentlichten Märchen und Sagen wird zum grösseren Theil Herr G. Munzath in seinem demnächst erscheinenden grossen Werke über die Armenier Europas veröffentlichen. Was die deutsche Uebertragung anbelangt, so ist dieselbe sehr genau, fast Wort für Wort gehalten und wurde von mehreren armenischen Gelehrten revidirt.

So möge denn dieser Beitrag zur Volkskunde der Armenier liebevolle Aufnahme bei den Fachgenossen finden und zum Aufbau einer Geschichte der Menschheit — wenn auch nur ein winzig kleines Steinchen beitragen.

Wildbad Jegenye (Egeres) in Siebenbürgen,
1. September 1891.

Dr. Heinrich v. Wlislocki.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Vorwort	V
I. Die Entstehung des Feuers	1
II. Die Entdeckung des Eisens	3
III. Die Erschaffung der Hunde	10
IV. Warum ist das Schaf dümmer als die Ziege	12
V. Der Löwe, der Bär und der Fuchs	13
VI. Der Bär, die Schlange und die Wachtel	14
VII. Der Hase und der Wolf	15
VIII. Der Fuchs und der Sperling	17
IX. Der Fuchs und das Eichhörnchen	18
X. Der Fuchs und die Gänse	19
XI. Der Fuchs und die Gans	20
XII. Die verwunschene Thierliebhaberin	20
XIII. Gott wird es euch belohnen	24
XIV. Die Wundernachtigall	27
XV. Die Tochter der Blumenkönigin	34
XVI. Das Mäuschen als Kind	40
XVII. Das Haselnusskind	43
XVIII. Der Mönch und die Maus	46
XIX. Der Bau des babylonischen Thurmes	49
XX. Die gefallenen Engel	51
XXI. Die Bestrafung des heiligen Sarkiss	52
XXII. König Ambanor und das Waisenmädchen	55
XXIII. Der Sohn des Meerstiers	59
XXIV. Der König und seine Schwägerin	62
XXV. Die Seele der Stiefmutter	66
XXVI. Das ungetaufte Kind	70
XXVII. Die gekränkte Glücksfrau	72
XXVIII. Der Verführer der Glücksfrau	73
XXIX. Der Tod des Sonnenhelden	80
XXX. Der weise Mann	83

Digitized by Google

Seite

XXXI. Der König und der Weise 86
XXXII. Der heilige König 87
XXXIII. Die Menschenfresserin 91
XXXIV. Bruder und Schwester 96
XXXV. Die Blutfrau 100
XXXVI. Gott lässt die Unschuldigen nicht untergehn 101
XXXVII. Schwesterliebe 103
XXXVIII. Der blinde Königssohn 107
XXXIX. Der schlechte Sohn und der gute Enkel 109
XL. Der undankbare Sohn und der Teufel 112
XLI. Der überkluge Schneider 113
XLII. Das Glück des frommen Mannes 115
XLIII. Die schlaue Jungfrau 117
XLIV. Der betrogene Vampyr 120
XLV. Der Blinde und seine Kameraden 128
XLVI. Der bestrafte Geizkragen 130
XLVII. Der Traum des betrogenen Mannes 133
XLVIII. Der Kluge und der Dumme auf Reisen 134
XLIX. Der gelehrte Arzt 135
L. Die Riesen und der Hirtenknabe 136
LI. Der Fischer und die Wasserfee 140
LII. Die scheintodte Geliebte 142
LIII. Die todte Geliebte 146
LIV. Die Schneetochter und der Feuersohn 149
LV. Der Königssohn und die Schusterstochter 153
LVI. Der büssende Graf 156
LVII. Der Mann ohne Seele 160
LVIII. Von den drei Brüdern, die nie sterben wollten ... 165
LIX. Von der rechten Liebe 169
LX. Das kurze Märchen 172
Anhang (Sprichwörter) 175
Sach- und Namenregister ..... 185—188

Digitized by Google

I.

Die Entstehung des Feuers.[1]

Es gab eine Zeit, wo die Bäume und Steine gehen und sprechen konnten, assen und tranken, und ihren Geschäften gerade so nachgingen wie die Menschen. Das war eine gar glückliche Zeit für die Menschheit; denn wenn Jemand Aepfel benöthigte, so rief er nur dem ersten vorüberspazierenden Apfelbaume zu: „Komm her und schüttle dich!“ Und der Baum schüttelte sich, und die Aepfel fielen dem Menschen ohne Mühe in den Schoss. Oder wenn Jemand Gold brauchte, so rief er dem ersten besten Goldsteine zu: „Komm her und gieb mir ein Stück von deinem Felle; es wächst dir ja ohnehin wieder nach!“ Der Stein trat sogleich an den Menschen heran und liess sich von ihm ein Stück seines Goldpelzes abreissen. Die Menschen lebten ohne Sorgen und Mühe, denn sie liessen sich von den Steinen und Bäumen bedienen, die ihnen alles Nöthige herbeischaffen und besorgen mussten. Alle Geschöpfe lebten in Frieden und Eintracht miteinander. Dies ärgerte den Teufel sehr, und er sann nach, diese Zustände zu stören, und gar bald hatte er einen Plan ausgeheckt. Er ging zu Gott und sprach also zu ihm: „Himmlischer Vater! du hast alles erschaffen und gut eingerichtet, aber etwas, das ich eben benöthige, hast du vergessen! Erlaube mir, dass ich es mir erschaffe, damit ich auch, gleich den übrigen Geschöpfen, glücklich

[1] Eine der interessantesten Feuersagen der arischen Völker, die so recht klar den Unterschied zwischen dem himmlischen und irdischen, dem zerstörenden und wohlthuenden Feuer darlegt.

Digitized by Google

und zufrieden werde.“ Gott schüttelte sein hehres Haupt und sprach: „Du wirst Zufriedenheit für dich und Unheil für die übrigen Geschöpfe erschaffen; das weiss ich, denn ich kenne dich gar zu gut. Trotzdem soll deine Bitte gewährt sein, damit du nicht sagen kannst, ich sei ungerecht! Gehe hin und erschaffe dir das, was du willst und kannst!“

Der Teufel flog sofort lächelnd und vergnügt auf die Erde hinab und begab sich in die Versammlung der Steine, die zusammengekommen waren, um sich einen König zu wählen. Lange konnten sie sich über die Wahl nicht einigen und wählten schliesslich den Goldstein zu ihrem Könige. Da lachte der Teufel hell auf und rief: „Ihr seid doch recht dumme Kerle! Ihr wählt den Goldstein wegen seines schönen, glänzenden Gewandes zu eurem Könige und wisst nicht einmal, dass der Kieselstein bedeutend mehr kann, als ihr Alle zusammen. Wartet, gleich sollt ihr es sehen, was der Kieselstein zu leisten im stande ist!“ Hierauf sammelte er sehr viel Stroh, Mist und Reisig zu einem grossen Haufen und rief dann: „Komm her, du Kieselstein, auch du, Eisenstein! Stellt euch her vor diesen Haufen und rennt mit den Köpfen aneinander.“ Er hatte nämlich oft bemerkt, dass aus dem Kieselstein Funken sprühten, sobald er sich mit dem Eisensteine raufte. Auch jetzt täuschte er sich nicht, denn aus dem Kieselsteine sprühten viele helle Funken hervor, die alle in den aufgerichteten Haufen fielen und ihn entzündeten. Da liefen die Steine erschreckt auseinander, die Menschen aber liefen herbei, denn sie hatten nie ein Feuer gesehen. Die Flammen aber griffen um sich, und bald war die ganze Umgebung ein Feuermeer. Die Menschen fanden gebratene Thiere und Früchte, die ihnen gar sehr mundeten. Sie holten sich daher Kohlen und unterhielten in ihren Wohnungen ein kleines Feuer, an dessen Gluth sie von nun an verschiedene Speisen bereiteten. Das grosse Feuer

Digitized by Google

aber hatte schon so sehr um sich gegriffen, dass es schon die halbe Oberfläche der Erde bedeckte. Da rief Gott den Teufel zu sich und sprach: „Was hast du gemacht? Welch Unheil hast du wieder angestiftet!“ Der Teufel erwiderte lächelnd: „Ich habe kein Unheil angestiftet, sondern im Gegentheil die Menschen beglückt! Siehst du denn nicht, wie sie das Feuer benützen und in ihren Wohnungen sorgsam unterhalten?“ — „Ich sehe es wohl,“ versetzte Gott, „aber dies ist ihr Unglück zugleich, denn jetzt muss ich ein noch gewaltigeres Feuer erschaffen, das ihnen Furcht und Grauen einflösst, ihnen gar oft den Tod bringt.“ Da fuhr der erste Blitz auf die Erde herab und erschlug auf einmal zehn Menschen. Als dies der Teufel sah und den Donner hörte, rannte er davon und kam seit der Zeit nie mehr zu Gott, denn er fürchtet sich vor dem Blitze. Weil die Steine die Ursache der Erschaffung des Feuers waren, strafte sie Gott, dass sie seit der Zeit weder gehen, noch sprechen, weder essen, noch trinken können, sondern wie todt daliegen. Auf dieselbe Weise bestrafte Gott auch die Bäume, weil sie den Menschen bereitwillig Holz geliefert hatten.

So entstand das Feuer und der Blitz.

II.

Die Entdeckung des Eisens.

Es war einmal ein Ehepaar, das hatte lange Zeit hindurch keine Kinder; darüber war Mann und Frau untröstlich, und sie wallfahrteten daher einmal nach einem heiligen Orte, wo ein Märtyrer begraben lag, und flehten um Kindersegen. Als sie betend am Grabe knieten, flog eine Taube auf den Grabhügel und sprach mit menschlicher Stimme also zu ihnen: „Ich weiss, dass ihr Kinder

Digitized by Google

haben möchtet und will euch ein Mittel ansagen, wodurch euer Wunsch erfüllt werden soll! Geht bei zunehmendem Monde um Mitternacht in den Friedhof und versetzt in die Erde einen Kürbiskern; bald wird eine Pflanze hervorspriessen, die ihr jedesmal bei abnehmendem Monde mit Eselsmilch zu begiessen habt, damit euer Kind klug und stark werde.“[1] — Die Taube flog von dannen, das Ehepaar kehrte heim und that, wie ihm geheissen war. Nach neun Monaten brachte das Weib einen Knaben zur Welt, der schon nach neun Tagen reden und herumlaufen konnte. Die Eltern hatten gar bald ihre liebe Noth mit dem Sohne, denn dieser verzehrte an einem einzigen Tage mehr Speisen, als zwölf Männer an zwölf Tagen zu verzehren im stande waren. In seinem neunten Lebensjahre hörte er auf Muttermilch zu saugen und sprach dann eines Tages also zu seinen Eltern: „Ich gehe in die Welt und will meine Stärke erproben!“ Die Eltern willigten gerne in das Vorhaben ihres Sohnes ein, denn sie fürchteten sich, dass er sie noch ganz arm fressen werde; sie liessen ihm daher einen ganzen Ochsen braten und aus zwanzig Metzen Weizen ein Brot backen. Als der Sohn den Speisevorrath sah, sagte er: „Nun, für einen Tag habe ich etwas zu beissen!“ Mit diesen Worten nahm er das Brot unter den Arm, warf den gebratenen Ochsen über seine Schulter und zog in die Welt. Auf der staubigen Landstrasse zu wandern, war ihm gar zu langweilig; er nahm daher seinen Weg durch Dick und Dünn und gelangte gegen Abend in einen grossen Wald, wo er sich niedersetzte und vom gebratenen Ochsen zehrte. Da trat aus einer Steinhöhle ein „schwarzer“ Riese[2] hervor und sprach

[1] Ueber den Kürbis und den Esel als Sinnbild der Fruchtbarkeit s. Gubernatis, Die Thiere in der indogermanischen Mythologie; im Kapitel: Esel.

[2] Dem armenischen Volksglauben gemäss giebt es „schwarze“ und „weisse“ Riesen; erstere sind mehr unterirdische, dämonische

Digitized by Google

also zum Knaben: „Du scheinst ein Vielfrass zu sein, Bursche! Hast du aber auch deinem Maule angemessene Kraft und Stärke, um für deinen Magen das Futter verdienen zu können?“ — „Das will ich meinen!“ versetzte der Knabe, „warte nur, bis ich gespeist habe, dann wollen wir einmal versuchen, wer von uns Beiden der Stärkere ist!“ Und gierig verschlang er ein Stück Fleisch nach dem anderen, ein Stück Brot nach dem anderen, und als er den ganzen Ochsen und das ganze Brot verschlungen hatte, sprach er zum schwarzen Riesen: „Nun also, Freundchen, reich mir einmal dein Händchen zum Willkommengruss her! Du scheinst ja der Herr dieses Waldes zu sein!“ Der schwarze Riese reichte dem Burschen die Hand und sprach: „Ja, ich bin der Herr dieses Waldes und werde dich gleich bestrafen für deine Frechheit, mit der du in mein Gebiet eingedrungen bist! Aber, o wehe, weh! wehe! Lass los! wehe!“ — „Na, was fehlt dir, Brüderchen?“ fragte der Bursche lächelnd den schwarzen Riesen, als er dessen Hand losliess. Der Riese betrachtete seine blutende Hand und sprach: „Du hast meine Hand beinahe ganz zerquetscht und bist in der That stark genug für dein Alter, aber sehen wir weiter! Kannst du mit einer Hand einen grossen Eichbaum entwurzeln?“ Mit diesen Worten trat der schwarze Riese an einen mächtigen Eichbaum heran und denselben mit einer Hand fassend, entwurzelte er ihn mit Leichtigkeit. Da lächelte das Bürschlein und trat an einen noch mächtigeren Eichbaum heran und stiess mit einem Finger an denselben. Krachend stürzte der Eichbaum auf den Boden. Der schwarze Riese schüttelte bedenklich sein Haupt und sprach: „Nun, aus dir kann noch ein starker Bursche

---

Wesen, die Menschen und Thiere verfolgen, während letztere auf den höchsten Gebirgsspitzen in prachtvollen Palästen hausen, mildthätig und den Menschen freundlich gesinnt sind.

Digitized by Google

werden!“ Darüber ärgerte sich der Junge, und das Knochengerippe des Ochsen ergreifend, schleuderte er dasselbe mit solcher Gewalt an das Bein des schwarzen Riesen, dass dieser lahm wurde und sein ganzes Leben lang hinkte. Besänftigend sprach der Riese: „Nun, nun, Freundchen! nur nicht so wild! Schau, ich brauche einen Kameraden, der mir nach neun Jahren zu grossem Reichthum verhelfen soll. Wenn du willst, so bleibe bei mir; es soll dir an nichts fehlen; du sollst alles haben, was du willst, nur sollst du mir nach neun Jahren eine Wildsau zu bezwingen helfen. Besiegen wir die Wildsau, dann erhalte ich eine Königstochter zur Frau und mit ihr viele Schätze, die ich mit dir theilen will!“ — „Topp!“ meinte der Bursche und reichte dem schwarzen Riesen seine Hand entgegen, „es gilt! ich bleibe bei dir!“ Der Riese aber ergriff nicht die dargebotene Hand, sondern sagte: „Lass gut sein! auch ohne Handschlag gilt mein Wort! Also komm in meine Wohnung!“

Der schwarze Riese führte den starken Jungen in die Höhle hinein, wo zahlreiche Karfunkelsteine den endlos langen und weiten Raum taghell beleuchteten. Mitten in der Höhle stand ein grosses Haus, die eigentliche Wohnung des schwarzen Riesen, und vor derselben befand sich ein Baum, auf dem ein einziger goldener Apfel hing und in dessen Zweigen ein goldener Vogel hin und her flatterte. In der Nähe des Baumes befand sich auch ein Brunnen, und bevor sie in die Wohnung eintraten, sprach der schwarze Riese zu seinem Begleiter: „Aus diesem Brunnen sollst du täglich dem goldenen Vogel Wasser zu trinken geben, aber du selbst trinke nie aus diesem Brunnen oder speie hinein,[1] denn du musst dann

[1] In klares Wasser zu speien, halten die Armenier für eine Sünde und glauben, dass der Betreffende im Fegefeuer unsäglichen Durst zu erleiden habe.

Digitized by Google

sterben! Auch iss nicht vom goldenen Apfel, der täglich am Baume wächst und das Futter des Vogels ist, denn dann musst du dem Tode verfallen!“ Der Junge versprach, den Auftrag des schwarzen Riesen genau zu erfüllen und fühlte sich gar bald heimisch in der Riesenwohnung, denn zu essen und zu trinken hatte er in Hülle und Fülle, und zu arbeiten hatte er geradezu nichts. Wurde ihm die Zeit gar zu langweilig, so ging er hinaus ins Freie und übte seine Stärke, indem er Felsblöcke in die Höhe schleuderte, Bäume entwurzelte und Rindvieh stahl, wobei er dasselbe lebendig auf seine Schulter warf und damit heimlief. So verging ein Jahr nach dem anderen, und als das neunte heranrückte, da wurde dem Jüngling die Zeit doch zu lang, und er sann nach, wie er sich Unterhaltung verschaffen könne. Da sass er denn einmal am Brunnen und dachte nach, warum ihm der schwarze Riese eigentlich verboten habe, aus dem Brunnen zu trinken? „Das kann nicht wahr sein, dass man sterben müsse, wenn man aus diesem Wasser trinkt! Der Riese muss gelogen haben. Ich will doch einmal versuchen und aus dem Brunnen trinken!“ so sprach der starke Jüngling zu sich selber und schöpfte sich Wasser aus dem Brunnen; doch kaum hatte er einen Schluck gethan, da erzitterte die ganze Höhle, und der goldene Vogel rief: „O wehe! warum hast du mich getödtet! Ich bin das Leben deines Herrn, des schwarzen Riesen, den du jetzt des Lebens beraubt hast!“ Da erzitterte nochmals die ganze Höhle, und der goldene Vogel fiel todt auf den Boden herab. Der Jüngling trat nun in das Haus des schwarzen Riesen und fand dort denselben starr und todt auf der Erde hingestreckt. Er nahm den Leichnam auf die Schultern und trug ihn hinaus auf die Oberfläche der Erde, wo er ein Grab machte und seinen todten Herrn beerdigte. Da kehrte er in die Höhle zurück und wollte auch den goldenen Vogel beerdigen, aber als er ihn anrührte, ver-

Digitized by Google

brannte er seine Hand so sehr, als ob er sie in ein Feuer gesteckt hätte. Er nahm also einen der schwarzen Steine, die in der Höhle herumlagen, und wollte mit demselben den Vogel weiterschieben; aber der Stein ward glühend und schmolz und wurde abgekühlt zu einer schwarzen, festen Masse, die härter war, als der härteste Stein. Der Jüngling warf nun einen Stein nach dem anderen auf den goldenen Vogel und bemerkte, dass man die schwarze Masse, wenn sie halb gekühlt ist, formen kann. Er nahm nun andere, weisse Steine in die Hand und schmiedete sich gar bald einen Stab, der so schwer war, dass ihn zwanzig Pferde nicht von der Stelle hätten bringen können. Auf diese Weise schmiedete er sich gar bald Gefässe, riesige Kugeln und verschiedene andere Geräthschaften. Da versuchte er bei gewöhnlichem Feuer die schwarzen Steine zu schmelzen und fand, dass auch dies dieselben in eine schwarze Masse umwandele, aus der man verschiedene Gegenstände schmieden könne. So entdeckte er das Eisen und die Kunst des Schmiedens.

Da erinnerte sich einmal der starke Jüngling, dass das neunte Jahr bald um sei und der schwarze Riese ihm erzählt habe, dass er eine Königstochter zur Frau erhalte, wenn er eine Wildsau erlege, die jedes neunte Jahr in die und die Königsstadt komme und jedesmal eine Königstochter auffresse. Er nahm also eines Tages seine grosse eiserne Stange in die Hand, lud sich auf den Rücken einige Kugeln und ging in die Königsstadt, wo er sich beim Könige meldete. Als dieser vom Vorhaben des Jünglings hörte und dabei auch den Tod des schwarzen Riesen erfuhr, da freute er sich gar sehr und sprach: „Lieber hätte ich es angesehn, wie meine Tochter durch die Wildsau umkommt, als dass sie die Frau des schwarzen Riesen wird! Nun sind wir vom schwarzen Riesen frei, aber mit der Wildsau werden wir gewiss nicht fertig, und ich muss ihr auch meine letzte Tochter überlassen!“ — „Das wird

Digitized by Google

aber nicht geschehen!“ rief der Jüngling und schwang seine mächtige Stange in der Luft herum, so dass alle Leute sich vor seiner Stärke fürchteten. Da fragte ihn der König: „Was ist das für ein Holz, aus dem du deine Stange verfertigt hast?“ Nun erzählte ihm der Jüngling seine Entdeckung und lehrte die Leute das Eisen schmieden.

Da rückte endlich der verhängnissvolle Tag heran, an welchem die Wildsau in die Stadt kam und die Königstochter verlangte. Der starke Jüngling forderte sie zum Kampfe auf, und sie kämpften nun miteinander so lange, bis sie vor Müdigkeit nicht mehr konnten, und dann setzten sie sich einander gegenüber, um auszuruhen. Da sprach die Wildsau: „Höre, du Jüngling! wir werden auch noch übers Jahr miteinander kämpfen und nie miteinander fertig werden; denn du bist gerade so stark wie ich; deshalb höre, was ich dir sagen will! Nicht weit von hier wohnt auf einem Glasberge ein Zauberer, der nur dann stirbt, wenn der Glasberg zu Grunde geht. Dieser Zauberer hat mich, der ich ein gewaltiger Held gewesen bin, in eine Wildsau verwandelt, und nur dann erhalte ich meine menschliche Gestalt wieder, wenn der Zauberer gestorben ist. Versuche also, den Glasberg zu zerstören.“ Sie machten sich also auf den Weg, und als sie den Glasberg erreichten, verschwand die Wildsau in die Erde, bevor sie der Jüngling ausfragen konnte, was er denn eigentlich beginnen solle. Er dachte lange hin und her, nahm endlich eine seiner zentnerschweren Kugeln hervor und warf sie mit Leichtigkeit nach der Spitze des Glasberges. Da krachte und klirrte es oben auf dem Glasberge, und die Spitze flog zerschmettert herab. Da nahm der Jüngling eine zweite Kugel und warf sie nach der Mitte des Glasberges. Die Kugel schlug durch den Berg und bohrte ein riesiges Loch in denselben. Da rollte er eine dritte Kugel gegen den Fuss des Glasberges. Ein schreckliches Gewitter erhob sich, und wie vom Schlag

Digitized by Google

gerührt, stürzte der Jüngling zu Boden. Als er aus seiner Betäubung erwachte, da war der Glasberg verschwunden, und ein kräftiger, schöner Jüngling stand vor ihm und dankte ihm für seine Erlösung. Sie gingen nun zum Könige, und da wurde ein Fest nach dem anderen zu Ehren des starken Jünglings veranstaltet. Da sprach eines Tages der Jüngling zum Könige: „Ich habe deine Tochter vom Tode errettet und weiss, dass du sie mir zum Weibe geben möchtest; aber ich mag sie nicht, denn sie liebt den erlösten Helden, der ihre Liebe erwidert. Ich will Beide glücklich machen und wünsche, dass sie ein Paar werden!“ Der König willigte in das Begehren des Jünglings ein, und die Hochzeit wurde abgehalten; während der Feierlichkeit aber verschwand der Jüngling und wurde nie wieder gesehen. Die Leute erzählten sich, der Teufel habe ihn heimlich geholt, weil er durch seine Entdeckung des Eisens die Menschen ein wahres Teufelshandwerk gelehrt habe.

III.

Die Erschaffung der Hunde.

Vor vielen, vielen tausend Jahren lebte einmal ein sehr reicher Mann, der hatte einen Diener, der ihm so treu ergeben war, dass er weder am Tage, noch in der Nacht von seiner Seite wich. Der Herr hatte ihn dafür auch so lieb, wie wenn er sein eigener Bruder wäre, und er heirathete auch deshalb nicht, damit seine Liebe ungetheilt seinem Diener bleibe. Da traf es sich einmal, dass der Herr mit seinem treuen Diener auf die Jagd ging. Den ganzen Tag über durchstöberten sie den Wald und fanden gar kein Wild; erst gegen Abend stiessen sie auf

Digitized by Google

einen grossen Hirsch und trennten sich nun, damit sie von zwei Seiten her den Hirsch verfolgen könnten. Da hörte nach einer Weile der Herr im Laube etwas rascheln und dachte bei sich, es sei der Hirsch; er schoss daher in die Richtung und hörte dann einen menschlichen Schrei. Er lief erschreckt hin und fand dort seinen treuen Diener todt, mit durchschossener Brust auf dem Boden liegen. Er hatte ihn aus Versehen erschossen. Weinend warf er sich über den Leichnam seines treuen Dieners hin, jammerte und klagte die ganze Nacht hindurch so lange, bis er gegen Morgen vor Erschöpfung einschlief. Da träumte ihm, der heilige Gregorius sei ihm erschienen und habe zu ihm also gesprochen: „Du hast deinen treuen Diener erschossen, der dir mehr zugethan war, als die treueste Gattin, als der beste Bruder! Du musst nun dafür Busse thun und so lange bei seinem Leichnam betend verweilen, bis derselbe ganz verwest und zu Staub geworden ist. Wenn dann Gott aus dem Staube ein Thier erstehen lässt, das an Treue zum Menschen alle Thiere der Welt übertrifft, dann hast du deine Sünde gebüsst und Vergebung erlangt."

Als der Herr erwachte, ging er sogleich in die Stadt, wo er den Leuten sein Unglück erzählte. Hierauf verkaufte er sein Hab und Gut und vertheilte den ganzen Erlös unter die Armen. Ein Eremitenkleid anziehend, begab er sich dann zurück in den Wald, wo er von nun an Tag und Nacht betend beim Leichname des treuen Dieners sass.

Sieben Jahre waren auf diese Weise verflossen, und der Leichnam des treuen Dieners war schon ganz verwest und zu Staub geworden, nur der Kopf war noch ganz und unversehrt. Da sah eines Tages der Herr, wie unzählige Würmer den Kopf umkreisten, von Minute zu Minute heranwuchsen und endlich eine Thiergestalt annahmen. Unzählige, früher nie gesehene Thiere umgaben

Digitized by Google

den Herrn, der nun erstaunt bemerkte, dass der Kopf seines Dieners verschwunden war. Nun wusste auch der Herr, dass er vor Gott Verzeihung und Vergebung gefunden habe, und machte sich also mit seinen Thieren, die ihm getreu überall nachfolgten, auf den Weg in die die Stadt, wo er die Thiere verschenkte und sich nur zwei Stück derselben behielt. Diese Thiere übertrafen alle Geschöpfe an Treue, und seit dieser Zeit kennt die Menschheit die Hunde, die treuesten Thiere der Welt.

IV.

Warum ist das Schaf dümmer als die Ziege.

Als Gott die Welt erschaffen und eingerichtet hatte, da wollte er noch ein Thier schaffen, das fromm und geduldig, den Menschen von grossem Nutzen werde. Sinnend sass der Allmächtige auf seinem Throne, als der Teufel herantrat und ihn fragte: „Was sinnst du?“ — „Ich will,“ sprach der Allgütige, „ein Thier erschaffen, das fromm und geduldig, den Menschen von grossem Nutzen werde.“ Und er nahm Lehm und formte ein Thier, dem er Leben einhauchte. Der Teufel machte es nach, setzte aber dem Thiere in der Meinung, dass es dadurch schöner werde, einen Bart unter das Kinn und spitze Hörner auf den Kopf; dann bat er Gott, er möge auch seinem Thiere Leben einhauchen. Gott that es, und auf diese Weise wurden die Menschen gleich mit zwei neuen Thieren, dem Schafe, das Gott erschuf, und der Ziege, die der Teufel geformt hat, beschenkt. Da nahm Gott ein grosses Gefäss hervor, in welchem er den Verstand bewahrte, und als er bemerkte, dass nur noch wenig Flüssigkeit sich am Boden des Gefässes befinde, sprach er zum Teufel: „Diesen

Digitized by Google

Thieren will ich nur einige Tropfen Verstand verleihen, denn im Gefässe ist nur noch wenig vorhanden, und vielleicht brauche ich sie auch noch für künftig zu erschaffende Thiere.“ Der Allmächtige nahm also das Gefäss und liess daraus einige Tropfen Verstand auf den Kopf des Schafes fallen; als er auch auf das Haupt der Ziege Verstand tröpfelte, da stiess der Teufel absichtlich an das Gefäss, und so fielen bedeutend mehr Tropfen auf das Haupt der Ziege, als das Schaf erhalten hatte und als Gott der Ziege zu verleihen die Absicht hatte. Da rief der Teufel lachend: „Nun ist mein Thier klüger als das deine!“ Gott aber erwiderte: „Es soll aber auch solch närrische Possen treiben wie du und als Strafe dafür mit kargem Futter sich begnügen müssen.“

V.

Der Löwe, der Bär und der Fuchs.[1]

Der König der Thiere, der Löwe, wollte einmal sehen, wie sich seine Unterthanen, die Thiere, benehmen würden, wenn er krank und gebrechlich im Bette liege. Er stellte sich daher krank und legte sich nieder. Da kamen alle Thiere heran und drückten ihr Beileid aus; nur der Fuchs erschien nicht. Als dies der Bär bemerkte, trat er an das Bett des Löwen und sprach also zu ihm: „Siehe, o König, der Fuchs ist nicht erschienen! Er will dir schon jetzt nicht gehorchen!“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, da trabte der Fuchs heran. Sein Vetter, der Wolf, eilte ihm entgegen und erzählte ihm, was der Bär über ihn

[1] Eine ähnliche Fabel befindet sich in der armenischen Zeitschrift „Arevelk“ (23. Febr. 1887, Nr. 932).

Digitized by Google

dem Löwen gesagt habe. „Lass nur gut sein, Vetter," sprach der Fuchs, und trat ans Krankenbett, indem er zum Löwen also sprach: „Verzeihe mir, o König, dass ich so spät dir meinen Besuch abstatte! Als ich vernahm, dass du krank darniederliegst, so machte ich mich sogleich auf den Weg und besuchte die berühmtesten Aerzte, damit sie mir ein Mittel für deine Krankheit ansagen. Da riethen sie mir nun an, dass wir einen Bären lebendigen Leibes schinden und mit dem warmen Felle dich bedecken sollten." Da befahl der Löwe, gerade den Bären, der den Fuchs bei ihm hatte anschwärzen wollen, abzufangen und zu schinden. Die Thiere vollzogen den Befehl ihres Königs, und der Bär verschied nach kurzer Zeit.

VI.

Der Bär, die Schlange und die Wachtel.[1]

Ein Bär, eine Schlange und eine Wachtel sassen einmal unter einer Buche und unterhielten sich, so gut es eben ging. Sie sprachen über verschiedene Gegenstände. Da sprach aufseufzend der Bär: „Ja, wir sind alt geworden! Ich erinnere mich noch der Zeit, wo diese Buche nur so hoch war, als ich. Freilich ihr könnt euch dessen nicht erinnern, denn ihr seit viel jünger, als ich!" — „Warum nicht gar!" erwiderte die Schlange, „ich kann mich ganz gut darauf besinnen, als diese Buche so klein war, dass ihr Laub mich nicht bedecken konnte!" Da rief die Wachtel: „Ich bin doch älter, als ihr Beide, denn vor vielen Jahren hatte ich hier an derselben Stelle mein Nest. Zu derselben Zeit fing meinen ersten Gatten hier an dieser Stelle ein böser Knabe ab. Zu seinem Andenken

[1] Ueber die verwandten morgenländischen Fassungen dieser Fabel s. Felix Liebrecht, Zur Volkskunde (Heilbronn 1879) S. 118.

Digitized by Google

habe ich in meinem Schnabel ein Buchweizenkorn hergebracht und an dieser Unglücksstätte gepflanzt. Also bin ich älter, als ihr Beide.“ Das wollten der Bär und die Schlange nicht zugeben, und sie stritten so lange miteinander, bis sie endlich zum Richter gingen und ihn um seinen Urtheilsspruch ersuchten. Der Richter erklärte die Wachtel für älter, die er beschenkte, den Bären und die Schlange aber wegjagte.

VII.

Der Hase und der Wolf.

Einmal zur Winterszeit begegnete ein hungriger Wolf einem Hasen und rief ihm zu: „Bleib stehen! Ich bin hungrig und will dich fressen!“ Der Hase erwiderte: „An mir wirst du keinen guten Bissen haben, denn ich selbst bin verhungert und abgemagert! Lass mich deshalb leben, und im nächsten Herbste werde ich dir alle meine Jungen zuführen, damit du sie verzehrest. Wenn du aber hungrig bist, so gehe ins nächste Dorf, dort sind alle Bauern betrunken, denn sie feiern heute eine Hochzeit, und bei dieser Gelegenheit kannst du dir einige Schafe abwürgen!“ — „Auch gut!“ versetzte der Wolf, „im nächsten Herbste sollst du mir alle deine Jungen hier an diesen Ort führen.“ Hierauf schieden sie voneinander.

Der Sommer verging, und der Herbst begann. Da begegnete der Wolf einmal dem Hasen und sprach zu ihm also: „Den nächsten Sonntag in der Frühe bringe deine Jungen an den verabredeten Ort. Ich habe schon seit langer Zeit kein Hasenfleisch gegessen!“ — „Ja, ich werde sie bringen!“ versetzte der Hase und trabte lustig weiter. Am nächsten Sonntag, zeitig und in aller Frühe, machte

Digitized by Google

er sich mit sechs Jungen auf den Weg. Als sie sich dem Orte näherten, wo sie den Wolf antreffen sollten, hiess der alte Hase seine Jungen in ein Maisfeld laufen und sich einen Maiskolben abbrechen. Als sie mit den Maiskolben zurückkehrten, sprach der alte Hase: „Steckt das untere Ende des Maiskolbens in euer Maul und wartet hier so lange, bis ich euch rufe. Dann kommt recht langsam heran!“ Hierauf lief der Hase an den bestimmten Ort, wo er den Wolf antraf, der ihn barsch anschrie: „Was? du willst mich betrügen? Wo sind deine Jungen?“ — „Gedulde dich ein Weilchen!“ versetzte der Hase, „sie werden gleich hier sein! Es sind gar wilde Kerle, meine Jungen, und seit sie Löwenfett gegessen haben, sind sie so stark geworden, dass ich mit ihnen schon nicht mehr umgehen kann und recht froh sein werde, wenn du ihnen den Garaus machst!“ Hierauf rief der Hase seine Jungen herbei, die langsam herankamen. Der Wolf, die Maiskolben im Maule der Jungen bemerkend, fragte den Hasen: „Was haben deine Jungen in ihren Mäulern?“ — „Ach, lieber Freund,“ versetzte der Hase, „ich habe dir schon gesagt, dass sie seit der Zeit, wo sie Löwenfett gegessen haben, so stark geworden sind, dass sie jedes Thier auffressen, das sie eben antreffen. Da haben sie sich auf dem Wege sechs Wölfe abgefangen, die sie verzehrten, und jetzt spielen sie mit den Wolfsschwänzen!“ Als dies der Wolf hörte, lief er eiligst von dannen, der Hase aber trabte mit seinen sechs Jungen vergnügt nach Hause.

Digitized by Google

VIII.

Der Fuchs und der Sperling.[1]

Ein hungriger Fuchs sass unter einem Baume, auf welchem ein Sperling lustig zwitscherte. Nach einer Weile rief er hinab: „Vetter Fuchs, was sitzt du da wie ein geistlicher Herr, der über die bevorstehende Sonntagspredigt nachdenkt?“ — „Du hast leicht reden!“ versetzte der Fuchs, „mit hungrigem Magen denkt man nicht an Predigten, und wahrlich, ich bin sehr hungrig!“ Da sprach der Sperling: „So, du bist hungrig, Vetter! Warte nur ein Weilchen! Da sehe ich eben einen Knaben herankommen, der das Mittagessen seinem Vater in den Wald trägt. Du sollst es verzehren, Vetter!“ Als der Knabe herankam, flog der Sperling auf den Boden und stellte sich, als ob er nicht gut fliegen könne, indem er stets einige Schritte vor dem Knaben herflog, der seine Töpfe auf den Boden stellte und, vom Sperling verlockt, immer tiefer in den Wald drang. Inzwischen machte sich der Fuchs über das Essen her und frass alles auf. Dann schlich er zum Baume zurück und legte sich nieder. Als der Knabe zurückkam und seine Töpfe leer fand, begann er zu weinen und zu jammern und lief nach Hause. Der Sperling aber flog zurück auf den Baum und rief dem Fuchse zu: „Bist du nun satt, Vetter?“ — „Ja, ich danke, Vetter!“ versetzte der Fuchs, „ich fühle mich sehr wohl; nur ist es mir schrecklich langweilig, hier ohne Unterhaltung zu lungern und zu liegen!“ Da sprach der Sperling: „Wenn du, Vetter, lachen willst, so komme mit

[1] Aehnlich ein aus dem 12. Jahrhundert stammendes, mittelhochdeutsches Gedicht „Des Hundes Noth“ (abgedruckt in Grimms Reinhart Fuchs, S. 291 und in Goedeckes Deutsche Dichtung im Mittelalter, S. 629), wo unter ähnlichen Umständen ein Hund mit einer Lerche Freundschaft schliesst.

Digitized by Google

mir!“ Und der Fuchs folgte dem voranfliegenden Sperlinge nach. Sie kamen zu einer Scheune, wo zwei Kahlköpfe droschen. Der Sperling sagte nun zum Fuchse: „Klettere aufs Dach hinauf und gucke zum Dachloch hinab!“ Der Fuchs stieg also aufs Dach, während der Sperling in die Scheune flog und sich auf den Schädel des einen kahlköpfigen Dreschers setzte. Der Andere bemerkte den Sperling und hieb mit dem Dreschflegel nach ihm, traf aber dabei den Kopf seines Genossen, der, erzürnt darüber, ihm den Schlag zurückgab. Sie begannen sich nun zu schlagen und zu balgen, worüber der Fuchs so herzlich lachte, dass er durchs Dachloch in die Scheune zwischen die balgenden Drescher fiel, die erschreckt auseinanderstoben. Der Fuchs lief nun lachend in den Wald zurück und liess seine ganze Sippschaft schwören, dass weder sie noch ihre Kindeskinder je einem Sperlinge ein Leid zufügen sollten, denn die Sperlinge seien die anständigsten, klügsten Vögel der Welt. Seit der Zeit leben die Füchse in guter Freundschaft mit den Sperlingen, denen sie nie ein Leid zufügen.

IX.

Der Fuchs und das Eichhörnchen.

Das Eichhörnchen begegnete einem Fuchse und grüsste ihn mit den Worten: „Guten Tag und viel Glück, lieber Vetter!“ — „Der Teufel soll dein Vetter sein!“ versetzte der Fuchs, „ich habe keinen so elenden Knirps in meiner Verwandtschaft! Wer bist du, und was kannst du denn eigentlich aufweisen und vollbringen?“ — „Ja,“ sagte hierauf das Eichhörnchen, „ich kann nicht viel; aber wenn man mich fangen will, so klettere ich auf die höchste Spitze des höchsten Baumes!“ — „Nun, das ist nicht viel,“ versetzte der Fuchs, „ich habe stets einen ganzen Sack

Digitized by Google

voll Künste bei mir!“ Da kam der Jäger mit seinen Hunden herbei, und das Eichhörnchen, auf einen Baum kletternd, versteckte sich im Gipfel desselben, der Fuchs aber wurde von den Hunden abgefangen. Da rief ihm das Eichhörnchen vom Baume zu: „Schnell, Herr Vetter, öffnet euren Sack und nehmt eine Kunst hervor, damit euch die Hunde nicht todt beissen!“ Aber der Fuchs konnte nicht mehr antworten, denn die Hunde hatten ihn schon todtgebissen.

X.

Der Fuchs und die Gänse.

Der Fuchs war schon alt geworden und konnte nicht mehr so rasch laufen, als in seinen jungen Jahren. Auch hatte er schon einige Zähne verloren, so dass er jetzt nicht mehr im stande war, irgend ein Thier zu erjagen und zu verzehren. Er dachte daher an eine List, durch welche er sich aus der Klemme heraushelfen könnte. Er liess durch seinen Vetter, den Igel, allen Gänsen kundgeben, dass er mit ihnen ewigen Frieden und Freundschaft schliessen wolle, sie sollten sich daher am nächsten Sonntage zur Zeit der Messe am Waldesrande versammeln, damit sie den Kontrakt gegenseitig unterschreiben könnten. Die Gänse glaubten den Worten des Igels und versammelten sich unter grossem Geschnatter am nächsten Sonntage und zogen hinaus zum Waldesrande, wo der Fuchs sie erwartete. Er stieg auf einen Baumstrunk und hielt eine gar erbauliche Rede, so dass die Gänse gerührt weinten und laut zu schnattern begannen. Als er ihnen endlich den Kontrakt vorwies, in dem geschrieben stand, dass sich die Gänse verpflichten, dem Fuchse täglich ein junges Gänschen zu liefern, da begannen alle Gänse laut zu

Digitized by Google

schreien und zu schnattern. Der Fuchs ward darüber zornig, sprang unter die Gänse und würgte, so viel er konnte, ab. Da rief er seine ganze Sippschaft herbei und liess sie ewige Rache den Gänsen schwören.

XI.

Der Fuchs und die Gans.

Der Fuchs hatte soeben sechs junge Raben verzehrt, als er vor einem Gartenzaune eine junge Gans erblickte, die sich im Fliegen versuchte. Halt! dachte der Fuchs, auf sechs elende Rabenjungen kann man auch noch eine Gans recht gut verdauen! Er schlich sich also an die Gans heran und sprach: „Ich werde dich jetzt fressen!“ — „So!“ versetzte die Gans, „wenn es sein muss, so will ich ja sterben, aber lass mich vor meinem Ende noch einmal tanzen!“ Der Fuchs sprach: „Meinetwegen, also tanze noch einmal!“ Da fing die Gans an zu hüpfen und zu tanzen, schlug mit den Flügeln um sich und machte so tolle Sprünge, dass der Fuchs herzlich darüber lachte. Seine Augen füllten sich vor Lachen mit Zähren, und als er diese abwischte, benutzte die Gans diese Gelegenheit und flog über den Gartenzaun. Aergerlich sprang der Fuchs wider den Zaun, konnte aber nicht hinübergelangen, denn er war ihm zu hoch. Missmuthig trabte er heimwärts und dachte bei sich: Die Welt ist heutzutage verdorben, denn selbst eine Gans kann heutigen Tages einen Fuchs betrügen!

XII.

Die verwunschene Thierliebhaberin.

Es lebte einmal eine wunderschöne Maid mit ihrem hässlichen Bruder auf einem Gehöfte zusammen. Ihre Eltern waren gestorben, und nun verwalteten die Ge-

Digitized by Google

schwister das ererbte Vermögen gemeinsam. Die Maid galt für die schönste Jungfrau des ganzen Landes, und wer sie sah, der musste sich in diese wundervolle Schönheit verlieben. Kein Wunder also, dass es ihr an hochangesehenen Freiern nicht fehlte, aber sie schlug jeden Antrag beharrlich aus, indem sie sagte: „Ich liebe nur meine Thiere.“ Sie hielt sich nämlich auf dem Gehöfte allerlei Thiere, die im Lande anzutreffen waren, und ihr grösstes Vergnügen war es, ihre ganze Zeit unter diesen Thieren zuzubringen. Der Bruder, hässlich von Gestalt, mit schielenden Augen und einem blatternarbigen Gesichte, konnte seine Schwester schon deshalb nicht leiden, weil sie, das Gegentheil von ihm, als nie dagewesene Schönheit gepriesen wurde. Wo er nur konnte, verleidete er seiner Schwester die Freude, die sie an den Thieren hatte; denn nebenbei fürchtete er auch, dass durch den Aufwand, den seine Schwester durch ihre Thierliebhaberei trieb, das gemeinsame, wenn auch sehr grosse Vermögen schmelzen und am Ende gar verloren gehen würde. Er machte ihr darüber häufig genug bittere Vorwürfe, aber die „schöne Thierliebhaberin“ — wie man sie im Lande weit und breit nannte — achtete gar wenig der Worte ihres hässlichen Bruders, sondern drehte ihm höchstens achselzuckend den Rücken.

So waren einige Jahre verflossen, und da dachte der hässliche Bruder daran, dass es für ihn doch endlich Zeit wäre, sich zu verehelichen. Aber vergeblich freite er diese oder jene, reiche oder arme Maid; überall, wo er anklopfte, wurde er abgewiesen, denn keine Maid brauchte einen so hässlichen Kerl zum Manne, wenn er auch noch so reich war. Eine Maid aber gab es doch, die, selbst an Hässlichkeit mit diesem überall abgewiesenen Freiersmann wetteifernd, recht gerne seine Gattin ward, und diese Maid war eben die Tochter einer alten Frau, die weit draussen am Waldesrand in einer verfallenen Hütte wohnte

Digitized by Google

und, als Hexe verrufen, von Jedermann gemieden wurde. Der hässliche Bruder heirathete also diese Maid und zog mit ihr und seiner verrufenen Schwiegermutter in sein angesehenes Gehöfte ein. Seine wunderschöne Schwester ging Allen aus dem Wege und lebte von nun an erst recht nur ihren Thieren. Das war den beiden Weibern auch nicht recht, und sie beschlossen, die schöne Maid zu verzaubern. Die alte Hexe verstand sich auf alle schlechten Künste, und so geschah es, dass am Neujahrstage die Leute die schreckliche Kunde vernahmen, dass die wunderschöne Jungfrau mit allen ihren vielen Thieren am Vorabende verschwunden sei. Die Leute dachten wohl, dass die alte Hexe ihre Hand im Spiele gehabt haben müsse, aber sie wagten nicht, gegen die Schwiegermutter des reichsten Mannes in der ganzen Umgebung aufzutreten. Die ganze Geschichte wurde beinahe ganz vergessen, als ein Knabe an einem Sommerabende ins Dorf stürmte und den Leuten erzählte, er habe die „schöne Thierliebhaberin" gesehen hoch oben am Berge vor einem Erdloche, als sie gerade ihr blondes Haar mit einem goldenen Kamme strählte. Die Leute glaubten anfangs nicht daran und überzeugten sich erst dann von der Richtigkeit der Sache, als zu verschiedenen Zeiten mehrere Jünglinge die wunderschöne Maid gesehen hatten. Viele dachten nun daran, die Maid zu erlösen, aber es blieb nur beim guten Willen, denn keiner hatte den Muth dazu. Da ging doch einmal ein Jüngling hinauf auf den Berg, und als er die „schöne Thierliebhaberin" vor dem Erdloche sitzen sah, redete er sie an. Die Maid blickte ihn lange schweigend an und sprach endlich also: „Wenn du mich erlösen willst, so musst du auch Muth haben, alle die Thiere, die mir folgen werden, einzeln auf den Mund zu küssen." — „Ja, ich will es thun!" versetzte der Jüngling. Die Jungfrau sagte nun: „Umarme mich und küsse mich!" Der Jüngling that dies von Herzen gern; aber da kamen aus dem Erd-

Digitized by Google

loche allerlei Thiere hervor, von denen jedes, je nach seiner Grösse, ein Stück Gold im Munde trug. Der Jüngling küsste beherzt der Reihe nach die Pferde, die Rinder, die Schafe und Rehe, die Hunde, Katzen und Schweine, die Vögel und alle übrigen Thiere, von denen jedes vor dem Kusse sein Stück Gold auf den Boden fallen liess, — als aber die Schlangen, Frösche und Kröten heranrückten, da lief er erschreckt davon. Von nun an wagte es keiner mehr, auch nur daran zu denken, die Maid zu erlösen. —

Zwei Jahre waren bereits vergangen, seit die „schöne Thierliebhaberin" verzaubert im Berge sass, als eines Abends ein schöner, fremder Jägersmann den Berg hinanstieg, und als er die wunderschöne Jungfrau vor dem Erdloche sitzen sah, blieb er, von ihrem Liebreiz und ihrer Schönheit gefesselt, stehen. Endlich rief er: „Wer bist du, holde Jungfrau?" Die „schöne Thierliebhaberin" erzählte ihm ihr trauriges Schicksal und die Art, wie sie erlöst werden könne. Da rief der Jägersmann: „Auch den Tod will ich deinetwillen küssen!" Und wahrlich, er küsste alle Thiere, selbst die Schlangen und Kröten, so dass sich endlich alle Thiere entfernten und die Maid erfreut rief: „Ich bin erlöst!" Da sprach der Jägersmann: „Sag an, willst du mein Weib werden?" Verschämt sagte die schöne Jungfrau: „Ja!" Sie wollten den Berg eben hinabsteigen, als die „schöne Thierliebhaberin" stehen blieb und sagte: „Wie, sollen wir das Gold, das die Thiere hier gelassen haben, mitnehmen?" Da lächelte der Jägersmann und sprach: „Lass dies Gold des Fluches dort liegen, Geliebte! Ich habe zu Hause viel tausendmal mehr Schätze! Ich bin der König des Landes!" Da erschrak die Maid so sehr, dass sie umgefallen wäre, hätte sie nicht ihr Geliebter aufgefangen. Seinen Liebkosungen nachgebend, stieg sie mit ihm den Berg hinab, und als sie aufs Gehöft kamen, liess der König die beiden Hexen

Digitized by Google

verbrennen, und den hässlichen Bruder wies er aus dem Lande; er aber lebte mit der „schönen Thierliebhaberin“ bis an sein Lebensende in der glücklichsten Ehe.

XIII.

Gott wird es euch belohnen.

Im grossen Türkenreiche lebte vor vielen Jahren in einem kleinen Dorfe auch ein junger Armenier. Als er noch ein Knabe von zehn Jahren war, hatten die Türken seinen Vater weit weggeschleppt und ins Meer geworfen, weil er — wie sie sagten — die Türken im Handel übervortheile. So blieb denn der arme Christenknabe allein im türkischen Dorfe zurück, denn seine Mutter war vor vielen Jahren schon gestorben. Er hütete die Schafe und Ziegen der Dorfbewohner, wofür er jeden Abend einen kargen Imbiss und noch mehr Schmähungen und gar oft auch Schläge erhielt. Schenkte ihm Jemand einen Imbiss, so sprach er: „Gott wird es euch belohnen!“ Schmähte man ihn — was tagtäglich geschah — so sprach er auch nur: „Gott wird es euch belohnen!“ und schlug ihn Jemand, so hatte er auch nur zu sagen: „Gott wird es euch belohnen!“ Die Dorfbewohner lachten darüber und setzten ihre Schmähungen von Tag zu Tag immer ärger fort, so dass der arme Armenier, der bereits sein zwanzigstes Lebensjahr erreicht hatte, bereits seine Geduld zu verlieren begann und nachdachte, wie er sich aus seiner misslichen, unerträglichen Lage heraushelfen könne. So sass er denn auch an einem Abende gar trüben Herzens vor der Thür seiner zerfallenen Hütte, als ein schöner, alter Mann das Dorf entlang kam und gerade vor seiner Hütte stehen blieb, den Jüngling also anredend: „Kannst du mir Nachtquartier geben?“ — „O ja, ehrwürdiger Greis,“

Digitized by Google

versetzte der Jüngling, „wenn Ihr mit einem einfachen Strohlager vorlieb nehmen wollt. Ich bin sehr arm und kann Euch nichts Besseres bieten; aber hier im Dorfe wohnen ja reiche Leute, die Euch besser versehen und pflegen können.“ Der Greis versetzte hierauf: „Du bist traurig, mein Sohn, und ich suche die Traurigen und Müden auf, nicht aber die Frohen und Reichen; darum kehre ich denn bei dir ein, und Gott wird es dir schon belohnen.“ Der Jüngling führte also den Greis in seine armselige Hütte und bereitete ihm ein Strohlager, auf welchem sich der scheinbar müde Wanderer behaglich hinstreckte. Der Jüngling streckte sich auf dem kahlen Boden nieder und schlief bald ein.

Am nächsten Tage, zeitig in der Frühe, erwachte der Jüngling und sah zu seinem grössten Erstaunen, dass sein Gast bereits angekleidet und reisefertig vor der Thür der Hütte sass. Rasch kleidete er sich an, und indem er vor die Hütte trat, sprach er also zum Greise: „Verzeiht, ehrwürdiger Vater, dass ich so spät erwacht bin! Wollt Ihr meinen kargen Imbiss mit mir theilen?“ Der Greis versetzte freundlich: „Ich bin in der Nacht aufgestanden, um meine Gebete zu verrichten. Noch viele Länder muss ich besuchen, mein Sohn, und vielen Menschen die Strafe Gottes zurücklassen, damit sie sich bessern. Dich aber, mein Sohn, will Gott belohnen, weil du auch deinen Feinden stets den Lohn Gottes gewünscht hast. Sieh dir diesen Vogel gut an.“ Und der Greis zog aus seinem Brustlatze ein Vöglein hervor, dessen Leib war weiss, sein Schnabel blutroth, seine Füsse aber waren schwarz.[1] Der Greis setzte hierauf seine Rede also fort: „Wo dieser

[1] Ueber solche Pestvögel vgl. A. Treichel (Hoch-Paleschken), Armetill, Bibernell und andere Pestpflanzen, eine ethnologisch-botanische Skizze (Neustadt, Westpr. 1887) und A. Schöppner, Sagenbuch der bayerischen Lande (München 1852) 3. Bd., S. 36, Nr. 962.

Digitized by Google

Vogel erscheint, da bringt er Tod und Unheil mit sich; auf wessen Hausdach er sich setzt, der unterliegt der Pest. Er wird nun hier in diesem Dorfe lange Zeit verweilen und hätte allen Leuten den Tod gebracht, aber Gott will ihnen deinetwegen verzeihen. Auf wessen Dache du diesen Vogel sitzen siehst, zu dem gehe hin und befreie ihn vom Tode dadurch, dass du ihn mit dieser Salbe die Lippen bestreichst und ihn dann die Worte sagen lässt:

Ich liebe Gott, ich liebe Gott
Im Wohlstand und in Noth,
In Leid und Freud,
Zu jeder Zeit,
Und scheue nicht den Tod!

Auf diese Weise wirst du reich und angesehen werden. Nun aber lebe wohl! Ich bin der heilige Johannes.“ [1] Der Jüngling wollte sich vor dem Heiligen auf die Knie werfen, aber dieser war im Nu verschwunden.

Der Jüngling wanderte nun das Dorf entlang in der Absicht, seine Herde zusammenzutreiben, da hörte er vor dem Hause des reichsten Mannes ein Jammern und Weinen und sah auf dem Dache den wundersamen Vogel sitzen, den ihm der heilige Johannes gezeigt hatte. Sogleich wusste er, dass die Pest in diesem Hause ausgebrochen sei. Muthig schritt er durch den Hof und trat in die Stube, wo der reiche Mann schwer darniederlag. Er trat an das Bett des Kranken und sprach: „Fasset Muth! Ihr habt zwar die Pest, aber ich werde Euch vom Tode retten.“ Der Kranke erwiderte: „Wenn du mich rettest, so gebe ich dir die Hälfte meines Vermögens!“ Und der Jüngling schmierte die Lippen des Kranken mit der Salbe ein, die er vom heiligen Johannes erhalten hatte, und liess ihn dann den Spruch hersagen. Und

[1] Ueber den heil. Johannes vgl. Edm. Veckenstedt, Rübezahl (in seiner „Zeitschrift für Volkskunde“ 1889, 1. Bd. S. 2 ff.).

Digitized by Google

welch ein Wunder geschah durch Gottes Allmacht! Der reiche Mann sprang von seinem Lager so heil und gesund auf, wie er es vordem nie gewesen. Voll Freude herzte und küsste er den Jüngling und übergab ihm die Hälfte seines Vermögens.

Am nächsten Tage erschien der Vogel auf dem Hausdache eines anderen Dorfbewohners, und wieder war es des Jüngling, der dem Kranken das Leben rettete. So geschah dies eine Zeit lang jeden Tag, und der armenische, fromme Jüngling half jedem Kranken, ob dieser nun reich oder arm war. Da verschwand auf einmal der wundersame, unheilbringende Vogel und ward nimmer gesehen. Der Jüngling ward durch seine Thaten steinreich und so angesehen, dass er in der ganzen Umgebung die grösste Liebe und Achtung bis an sein spätes Lebensende genoss, und auch noch heute lebt sein Andenken im Dorfe fort. Ja, Gott wird Allen es belohnen, die selbst ihren Feinden Gutes wünschen.

XIV.

Die Wundernachtigall.

Es lebte einmal ein gar mächtiger König, den Gott mit Verstand und Weisheit, Reichthum und drei heldenmüthigen Söhnen gesegnet hatte. Nachdem der König lange Zeit mit Macht und Glück regiert hatte, dachte er daran, Gott zu Ehren eine prächtige Kirche zu bauen, wie solche auf dieser Welt noch nie bestanden. Er rief daher die berühmtesten Bauleute der Welt zusammen und hiess sie, die Kirche zu bauen. Weder Gold noch Edelgestein wurde geschont, und binnen Jahresfrist war die prächtigste Kirche der Welt fertig. Als sie der König betrachtet hatte und eben die Bauleute

Digitized by Google

beloben wollte, trat ein alter Mönch an ihn heran und sprach: „Die Kirche ist zwar sehr schön, aber es fehlt ihr noch etwas!“ Bevor noch der König fragen konnte, was also der Kirche abgehe, war der alte Mönch schon verschwunden. Der König liess nun die prächtige Kirche niederreissen und von neuem aufbauen. Diese neue Kirche übertraf die frühere an Pracht und Glanz bei weitem; doch als der König den vollendeten Bau betrachtete, trat wieder der alte Mönch an ihn heran und sprach: „Die Kirche ist zwar schöner, als die frühere es war, aber auch dieser fehlt noch immer etwas!“ Mit diesen Worten verschwand er. Der König liess nun auch diese Kirche niederreissen und befahl den Bauleuten, eine noch prächtigere aufzuführen. Aus lauter Gold und Edelgestein wurde diese Kirche erbaut, und als sie fertig war und der König den wundervollen Bau mit Entzücken betrachtete, trat wieder der alte Mönch an ihn heran und sprach: „Diese Kirche ist noch prächtiger, als die frühere war, aber auch ihr fehlt noch immer etwas, und dieses Etwas ist eben die Wundernachtigall!“ Mit diesen Worten verschwand der alte Mönch.

Von dieser Zeit an wurde der gute König missmuthig und trübsinnig, denn es kränkte ihn gar sehr, dass seiner prachtvollen Kirche, die er zu Ehren Gottes hatte erbauen lassen, die Wundernachtigall fehle. Als die drei Söhne bemerkten, dass ihr Vater von Tag zu Tag trübsinniger wurde, sprachen sie zu ihm also: „Vater, wir wollen ausreiten und die Wundernachtigall suchen!“ Der alte König segnete seine heldenmüthigen Söhne, worauf dieselben von dannen ritten. Sie erreichten bald einen Kreuzweg und beschlossen, hier sich zu trennen. Der alteste ritt rechts, der mittlere links und der jüngste ritt geradeaus. In kurzer Zeit erreichte der älteste Bruder eine Königsstadt und wurde mit grössten Ehren empfangen. Er weilte beim Könige lange Zeit als gern

Digitized by Google

gesehener Gast, und da er sich in die Königstochter verliebte, so beschloss er, da zu bleiben und erst nach Jahresfrist zum Kreuzwege zurückzukehren, wo sich die drei Brüder ihrer Verabredung gemäss treffen sollten.

Der mittlere Königssohn ritt auf seinem Wege vorwärts und gelangte einmal in einen grossen Wald, wo er, ermüdet, vom Pferde stieg und sich ins Gras streckte. Da kam ein riesengrosser Mohr heran und rief: „Was suchst du hier?“ — „Nichts!“ antwortete der Königssohn. Da spie ihn der Mohr an, und der Königssohn wurde in einen grossen Stein verwandelt.

Indessen ritt der jüngste Königssohn in der Welt umher und fragte überall nach, wo sich die Wundernachtigall befinde. Aber Niemand konnte es ihm sagen. Die Zeit verging, und das Jahr neigte sich seinem Ende zu, als der jüngste Königssohn an den Rand eines hohen Waldes gelangte, wo er eine wilde Taube im Grase liegen fand. Er hob die Taube auf und sah, dass ihr Rücken ganz zerfleischt war. Voll Mitleid wusch er ihr die Wunde mit reinem Quellwasser aus, worauf die Taube auf einen Baum flog und mit menschlicher Stimme also zu ihm sprach: „Ein Habicht hat mir den Rücken zerfleischt, und du hast mir die Wunden rein gewaschen; darum will ich dankbar sein und dir sagen, wo du die Wundernachtigall antreffen und wie du sie erlangen kannst. Reite mitten durch diesen Wald hindurch, und dann gelangst du an eine Quelle, deren Wasser die Fee, welche die Wundernachtigall besitzt, absichtlich verdorben hat. Da trinke vom Wasser und rufe dann laut: „O, wie herrlich ist dies Wasser!“ Dann gelangst du auf eine Aue, die voll Unkraut ist, weil die Fee alle Blumen absichtlich vernichtet hat; du aber pflücke ein Kraut ab und rufe laut: „O, welche herrliche Blumen blühen hier!“ Dann gelangst du an einen Apfelbaum, dessen Früchte die Fee absichtlich verdorben hat; du aber pflücke einen

Digitized by Google

Apfel, verzehre ihn und rufe dann laut: „O, welch schmackhafte Aepfel!“ Weiterreitend erreichst du ein Thor, dessen rechter Flügel offen, der linke aber gesperrt ist. Oeffne den linken Flügel des Thores und schliesse den rechten. Dann trittst du in einen wundervollen Garten, wo an einem silbernen Baume ein goldener Käfig hängt, in welchem sich die Wundernachtigall befindet. Unterm Baume schlummert die wunderschöne Fee. Nimm den Käfig herab, sage aber vorher laut: „O, welch ein hässliches Weib!“ Dann wird die Fee in tiefen Schlaf versinken, und du kannst ohne Gefahr heimwärts reiten. Wenn du aber einmal in Gefahr geräthst, so will ich dir helfen; reiss mir daher aus meinem linken Flügel eine Feder heraus und bewahre sie gut; wenn du meiner Hülfe bedarfst, so speie sie dreimal an, und ich werde dir zu Hülfe eilen!“ Mit diesen Worten flog die Taube auf die Achsel des Jünglings, der aus ihrem linken Flügel eine Feder herausriss und dieselbe in seine Tasche steckte, worauf die Taube von dannen flog.

Der jüngste Königssohn ritt nun auch weiter und gelangte bald zur Quelle, auf die Aue, zum Apfelbaume und schliesslich erreichte er das grosse Flügelthor. Ueberall that er so, wie ihm die Taube es aufgetragen hatte. Als er durchs Thor schritt, öffnete er den linken Flügel und schloss den rechten. Er trat nun in einen wundervollen Garten, wo tiefe Stille herrschte. Kein Blatt bewegte sich, kein Vöglein zwitscherte, kein Schmetterling flatterte zwischen den goldenen Blüthen. Der jüngste Königssohn schritt vorwärts, und bald befand er sich vor einer prachtvollen Laube, in welcher eine märchenhaft schöne Jungfrau schlummerte. Es war die Fee, über deren Haupte ein goldener Käfig hing, in dem sich die Wundernachtigall befand und die wundervollsten Lieder sang. Der Königssohn nahm den goldenen Käfig mit der Wundernachtigall zu sich und entfernte sich

Digitized by Google

rasch durch das Thor; eiligst schritt er über die Aue, an der Quelle vorbei und befand sich gar bald ausserhalb des Reiches der Feenjungfrau.

Gegen Abend wachte die Fee auf und bemerkte gar bald, dass Jemand ihr die Wundernachtigall gestohlen habe. Eiligst lief sie zum Thore und rief: „Thor, sag mir, wer hat mir die Wundernachtigall genommen?“ — „Nein, das sag ich nicht,“ versetzte das Thor, „denn er hat mir Gutes erwiesen.“ Die Fee lief weiter und fragte die Quelle: „Sag mir, wer hat mir die Wundernachtigall genommen?“ — „Nein, das sag ich nicht,“ antwortete die Quelle, „denn er hat mir Schönes gesagt.“ Weiter lief die Fee und fragte die Aue: „Sag mir, wer hat mir die Wundernachtigall genommen?“ — „Nein, das sag ich nicht,“ antwortete auch die Aue, „denn er hat mir was Schönes gesagt.“ Nun gelangte die Fee zum Apfelbaum und fragte auch diesen: „Sag mir, wer hat mir die Wundernachtigall genommen?“ Aber auch der Apfelbaum antwortete: „Nein, das sag ich dir nicht, denn er hat mir was Schönes gesagt.“ Die Fee zog nun, ihre Wundernachtigall suchend, immer weiter in die Welt hinaus, während der jüngste Königssohn nach mancher Irrfahrt in einen grossen Wald gelangte, wo er unendlich viele gleich grosse Steine vorfand. Er dachte soeben nach, was diese vielen Steine zu bedeuten haben, als der riesengrosse Mohr hervorsprang und rief: „Was suchst du hier?“ — „Nichts!“ antwortete der jüngste Königssohn, „sag mir aber, was bedeuten diese vielen Steine hier?“ Der Mohr versetzte: „Alle diese Steine waren einmal Menschen und durch meinen Speichel in Steine verwandelt worden. Darunter befindet sich auch dein Bruder, und nun sollst auch du in einen Stein verwandelt werden!“ Da begann aber die Nachtigall laut zu singen, und der riesengrosse Mohr fiel zu Boden, worauf er in einen Aschenhaufen verwandelt wurde, die Steine aber wurden Menschen

Digitized by Google

und liefen rasch davon. Der Königssohn lief seinem mittleren Bruder nach und erreichte ihn gar bald, worauf sie Beide weiter hinaus in die grosse Welt zogen, um ihren ältesten Bruder aufzufinden. Lange zogen sie von Land zu Land, bis sie endlich in die Königsstadt kamen, wo sie ihren ältesten Bruder fanden. Sie nahmen auch diesen mit und zogen nun heimwärts. Je näher sie aber an die Heimath kamen, desto mehr erfüllte der Neid die Herzen der beiden älteren Brüder. Heimlich beschlossen sie, den jüngeren zu tödten und sich die Wundernachtigall anzueignen, damit sie ihrem Vater sagen könnten, dass sie den Wundervogel erbeutet haben. Sie gelangten nun einmal an einen tiefen Brunnen und sprachen also zum jüngsten Bruder: „Wir lassen dich an diesem langen Seile in den Brunnen hinab, damit du uns Wasser heraufholest, denn wir sind sehr durstig.“ Sie liessen also den Jüngsten an einem langen Seile in den tiefen Brunnen hinab, und als dieser am Grunde war, fand er daselbst nicht einen Tropfen Wasser mehr vor. Er wollte dies eben seinen Brüdern hinaufrufen, als das Seil herabfiel und er sofort den schmählichen Betrug einsah.

Die beiden älteren Brüder zogen nun mit der Wundernachtigall nach Hause und sagten ihrem Vater, sie hätten dieselbe unter vielen Gefahren für die prachtvolle Kirche erkämpft. Der alte König freute sich darüber gar sehr und veranstaltete zu Ehren der Heimkehr seiner beiden Söhne ein grosses Fest, bei welcher Gelegenheit die Wundernachtigall in die prachtvolle Kirche getragen und dort im goldenen Käfige aufgestellt wurde. Nun warteten die Leute mit Spannung auf ihren märchenhaften Gesang; aber die Wundernachtigall gab keinen Ton von sich. Erstaunt fragte der alte König seine beiden Söhne: „Ist das denn der Wundervogel, dessen Gesang man so sehr gerühmt hat? Er giebt ja keinen Ton von sich!“ Die Söhne meinten, der Vogel sei wahrscheinlich krank und

Digitized by Google

werde nach einigen Tagen schon seinen wundersamen Gesang anstimmen. —

Indessen sass der jüngste Königssohn im tiefen Brunnen und dachte lange Zeit über sein bitteres, unverschuldetes Los nach. Da fiel ihm die Feder der Taube ein. Rasch nahm er sie aus seiner Tasche hervor und bespie sie dreimal. Da flog die Taube heran und, sich auf die Brüstung des Brunnens setzend, rief sie hinab: „Warte noch eine Weile, und bald wirst du aus dem Brunnen steigen können!“ Hierauf flog sie von dannen. Nach einer Weile hörte der Königssohn hoch oben in der Luft ein mächtiges Rauschen, und viele tausend Tauben flogen heran. Jede derselben hatte einen Zweig im Schnabel, den sie in den Brunnen hinabfallen liess. Der Königssohn kroch auf die Zweige, und als die Tauben zum drittenmal mit grünen Zweigen wiederkehrten, bemerkte er zu seiner grössten Freude, dass er sich bereits bis zur Mitte des Brunnens erhoben hatte. Noch dreimal flogen die Tauben davon und kehrten mit Zweigen zurück. Da hatte der Königssohn den Rand des Brunnens erreicht und sprang hervor, um sich bei der Taube zu bedanken, aber diese flog bereits in weiter Ferne mit ihren Gefährtinnen ihrer Heimath zu. Der Königssohn setzte nun auch seinen Weg heimwärts fort und kam gerade zur rechten Zeit in der Heimath an.

Hören wir nun weiter: Die Fee hatte den Ort entdeckt, wo sich ihre Wundernachtigall befand. Sie erschien in der prachtvollen Kirche und sprach also zu den eben versammelten Leuten: „Ich will wissen, wer mir diese Wundernachtigall entführt hat; denn nur Der kann mein Gatte werden, der es eben gethan hat!“ Da trat der älteste Königssohn hervor und sprach: „Holdeste Jungfrau, ich habe es gethan.“ Die Fee erwiderte: „Gut, wenn du es gethan hast, so wirst du mir auch sagen können, was du auf dem Wege zur Wundernachtigall gesehen hast?“ — „Nichts,“ antwortete der älteste Königs-

Digitized by Google

sohn. Da sprach die Fee: „Dann hast du auch die Wundernachtigall mir nicht entführen können. Wer also hat es gethan?“ Da trat der mittlere Königssohn hervor und sprach: „Holdeste Jungfrau, ich habe es gethan!“ Als ihn aber die Fee fragte, was er unterwegs gesehen habe, da konnte er ihr keine Antwort geben. Da trat auf einmal der dritte Königssohn hervor, der alles unbemerkt mit angehört hatte, und sprach: „Ich habe es gethan!“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so begann die Wundernachtigall zu singen, und alle Leute erstaunten über ihren wundervollen Gesang. Da winkte die Fee, und die Nachtigall verstummte, der jüngste Königssohn aber erzählte von der Quelle, der Aue, dem Apfelbaum und dem Thore. Als er geendet hatte, umarmte ihn erfreut die Fee und sprach: „Ich will dein Weib werden!“ Während der alte König hocherfreut war über die Ankunft seines jüngsten Sohnes und über seine künftige, wunderschöne Schwiegertochter, standen seine beiden älteren Söhne beschämt beiseite, aber der jüngste lief bald zu ihnen und sprach: „Kommt an mein Herz! Ich grolle euch nicht!“ Und die drei Brüder umarmten einander herzlich. Da erschien plötzlich der alte Mönch in der Kirche und rief: „Die Kirche ist vollendet, denn ihr tragt Gott auch im Herzen! Ehre und Lob sei ihm von Ewigkeit zu Ewigkeit!“ Hierauf verschwand er und ward nimmermehr gesehen. Die Königsfamilie lebte von nun an in Eintracht und Liebe. Möge uns dies auch beschert sein!

XV.

Die Tochter der Blumenkönigin.

Es war einmal ein Königssohn, der ritt eines Tages hinaus auf die Jagd und gelangte mitten auf einer endlosen Wiese an einen langen, tiefen Graben. Er hielt

Digitized by Google

sein Ross an und wollte schon umkehren, als er im Graben Jemanden wimmern hörte. Er stieg vom Rosse herab und schritt den Graben entlang. Da fand er eine alte Frau, die ihn bat, er möge sie aus dem Graben heben. Der Königssohn stieg in den tiefen Graben hinab und holte die Alte hervor. „Wie seid Ihr in den tiefen Graben hineingerathen?“ fragte der Königssohn. „O, mein Gott,“ erzählte nun die Alte, „ich bin eine sehr arme Frau und machte mich gleich nach Mitternacht auf den Weg in die Stadt, um daselbst Eier zu verkaufen. Da verfehlte ich im Dunkeln den Weg und fiel in diesen tiefen Graben. Gott segne Eure Herrlichkeit!“ Da sagte der Königssohn: „Ihr könnt kaum gehen! Ich will Euch auf mein Ross setzen und nach Hause führen. Wo wohnt Ihr?“ — „Dort am Rande des Waldes, in jener kleinen Hütte,“ versetzte die Alte. Der Königssohn hob sie auf sein Ross, und bald langten sie vor der Hütte an, wo die Alte vom Rosse stieg und zum Königssohne also sprach: „Wartet nur ein wenig! Ich will Euch etwas geben!“ Und sie ging in ihre Hütte hinein, woher sie bald zurückkehrte und zum Königssohne also sprach: „Du bist ein grosser Herr und hast doch ein gutes Herz, das werth ist, belohnt zu werden. Willst du das schönste Weib der Welt zur Gattin haben?“ — „Ja!“ antwortete der Königssohn. Nun setzte die Alte ihre Rede fort: „Das schönste Weib der Welt ist die Tochter der Blumenkönigin, die ein Drache gefangen hält. Willst du sie zur Gattin haben, so musst du sie aus der Gefangenschaft befreien, und dazu will ich dir behülflich sein. Ich gebe dir dieses Glöcklein; wenn du einmal damit läutest, so erscheint der Adlerkönig; wenn du zweimal läutest, so kommt der Fuchskönig heran, und wenn du dreimal läutest, so erscheint der Fischkönig. Diese werden dir in der Noth beistehen. Jetzt lebe wohl, und Gott segne deine Ausfahrt!“ Sie übergab ihm das Glöcklein und verschwand samt der Hütte. Es schien, als hätte

Digitized by Google

sie der Erdboden verschlungen. Nun wusste der Königssohn, dass er mit einer guten Alten[1] gesprochen habe, und nachdem er das Glöcklein wohl verwahrt hatte, ritt er heim und theilte seinem Vater mit, dass er die Tochter der Blumenkönigin freien wolle und morgen hinaus in die Welt reite, damit er die Maid suche.

Der Königssohn bestieg also am nächsten Morgen sein edles Ross und verliess seine Heimath. Ein Jahr lang hatte er schon die Welt durchzogen, sein Ross war inzwischen der Uebermüdung erlegen, und er selbst litt Mangel und Noth. Da erreichte er eines Tages eine Hütte, vor welcher ein uralter Greis sass. Der Königssohn fragte ihn: „Weisst du nicht, wo der Drache wohnt, der die Tochter der Blumenkönigin gefangen hält?“ — „Das weiss ich nicht,“ antwortete der Greis, „aber gehe ein Jahr lang diesen Weg gerade vorwärts, dann wirst du eine Hütte erreichen, in welcher mein Vater wohnt, der wird es dir vielleicht sagen können.“ Der Königssohn bedankte sich für die Auskunft und zog nun ein ganzes Jahr lang den Weg vorwärts und erreichte dann eine Hütte, vor welcher ein uralter Greis sass. Er stellte an ihn dieselbe Frage, und dieser antwortete darauf: „Das weiss ich nicht! Gehe ein Jahr lang diesen Weg gerade vorwärts, dann wirst du eine Hütte erreichen, in welcher mein Vater wohnt, der wird es dir schon sagen.“ Und so wanderte der Königssohn noch ein ganzes Jahr vorwärts auf demselben Wege, bis er die Hütte erreichte, wo ein uralter Greis sass, dem er sein Begehren vortrug. Der Greis antwortete: „Der Drache wohnt dort oben auf dem Berge und hält soeben seinen Jahresschlaf. Ein Jahr lang ist er wach, ein Jahr lang schläft er. Gestern hat er seinen Jahresschlaf begonnen. Willst du aber die Tochter der

[1] Die guten Alten sind Feen, die Menschen, welche viel Gutes gethan haben, zu Glück und Ehren verhelfen.

Digitized by Google

Blumenkönigin sehen, so gehe auf den zweiten Berg; dort wohnt die alte Drachenmutter, zu der jeden Abend die Tochter der Blumenkönigin auf den Ball geht.“

Der Königssohn ging also auf den zweiten Berg, wo er ein goldenes Schloss mit diamantenen Fenstern erblickte. Er wollte eben durch das Thor in den Hofraum treten, als sieben Drachen auf ihn losstürmten und ihn fragten: „Was suchst du hier?“ Der Königssohn antwortete: „Ich habe von der grossen Schönheit und Güte der Drachenmutter gehört und möchte bei ihr gerne in den Dienst treten.“ Diese schmeichelhafte Rede gefiel den Drachen, und der älteste von ihnen sprach: „Komm also, damit ich dich zur Drachenmutter führe.“ Sie traten in das Haus ein und schritten durch zwölf prachtvolle Säle, in welchen alles aus Gold und Diamanten war. Im zwölften Saale sass auf diamantenem Throne die Drachenmutter. Sie war das hässlichste Weib, das die Sonne je beschienen hat, und hatte obendrein noch drei Köpfe. Der Königssohn erschrak gewaltig vor ihrer Hässlichkeit, besonders als sie mit einer Stimme, die dem Krächzen von siebzig Raben glich, ihn fragte: „Warum bist du hergekommen?“ Der Königssohn antwortete: „Ich habe von deiner grossen Schönheit und Güte gehört und möchte gerne dein Knecht werden.“ „So?“ versetzte die Drachenmutter, „wenn du mein Knecht werden willst, so musst du vorerst meine Stute drei Tage hindurch auf die Weide führen und hüten; doch bringst du sie nur einmal nicht heim, so fressen wir dich auf.“ Der Königssohn versprach es zu thun und führte die Stute hinaus auf die Weide. Doch kaum war er auf der Wiese angelangt, so verschwand die Stute. Vergeblich suchte er sie überall in der Umgebung; er fand sie nirgends und sass nun auf einem Steine, über sein trauriges Los nachdenkend, als er einen Adler in weiter Ferne fliegen sah. Da fiel ihm sein Glöcklein ein, und er läutete damit einmal. Gleich darauf

Digitized by Google

rauschte es in der Luft, und der Adlerkönig liess sich vor ihm nieder. „Ich weiss, was du von mir haben willst," sprach der Adlerkönig, „du suchst die Stute der Drachenmutter, die oben in den Wolken sich herumtreibt. Ich werde alle Adler aussenden, damit sie die Stute einfangen und dir bringen." Hierauf flog der Adlerkönig von dannen. Gegen Abend hörte der Königssohn gewaltiges Rauschen in der Luft, und als er aufwärts blickte, da sah er, wie viele tausend Adler die Stute heranbrachten. Sie liessen sich vor ihm nieder und übergaben ihm das Pferd. Der Königssohn ritt nun heim zur Drachenmutter, die voll Verwunderung zu ihm sprach: „Heute ist es dir gelungen, die Stute heimzuführen; als Lohn dafür sollst du jetzt am Balle theilnehmen." Sie gab ihm hierauf einen kupfernen Mantel und führte ihn in einen Saal, wo viele Drachenjünglinge und Drachenfräulein tanzten, assen und tranken. Dort war auch die wunderschöne Tochter der Blumenkönigin. Ihre Kleider waren aus den schönsten Blumen der Welt gewebt, und wenn sie lachte, so lachte sie Rosen und Jasmin. Als der Königssohn mit ihr tanzen durfte, flüsterte er ihr zu: „Ich bin gekommen, dich zu befreien!" Da sagte die wunderschöne Jungfrau zu ihm: „Wenn es dir gelingt, auch am dritten Tage die Stute heimzuführen, so verlange von der Drachenmutter ein Füllen von dieser Stute."

Der Ball war um Mitternacht zu Ende, und am nächsten Morgen führte der Königssohn die Stute der Drachenmutter wieder auf die Weide. Aber sie verschwand wieder aus seinen Augen. Da nahm er sein Glöcklein hervor und läutete zweimal. Gleich darauf erschien der Fuchskönig und sprach also: „Ich weiss schon dein Begehr und werde gleich alle Füchse aufbieten, damit sie die Stute herführen, die sich in einem Berge versteckt hat." Hierauf verschwand der Fuchskönig, und gegen Abend brachten viele tausend Füchse die Stute heran. Der Königssohn ritt nun heim

Digitized by Google

zur Drachenmutter, von der er jetzt einen silbernen Mantel erhielt und am Balle theilnehmen durfte. Die Tochter der Blumenkönigin freute sich gar sehr, als sie ihn wieder wohlbehalten sah. Als sie miteinander tanzten, flüsterte sie ihm zu: „Wenn es dir auch morgen gelingt, die Stute heimzuführen, so erwarte mich mit dem Füllen dort unten auf der Wiese. Nach dem Balle fliehen wir von dannen.“ —

Am dritten Tage führte der Königssohn die Stute wieder auf die Wiese, aber auch diesmal verschwand sie. Da nahm der Königssohn sein Glöcklein hervor und läutete damit dreimal. Sogleich erschien der Fischkönig und sagte zu ihm: „Ich weiss schon, was du willst, und werde alle Fische aufbieten, damit sie die Stute herführen, die sich in diesem Flusse versteckt hat.“ Gegen Abend erhielt auch richtig der Königssohn seine Stute wieder, und als er heimkehrte, sprach zu ihm die Drachenmutter: „Du bist ein braver Junge und sollst mein Leibdiener werden. Was soll ich dir als ersten Lohn schenken?“ Der Königssohn erbat sich ein Füllen von der Stute, das ihm die Drachenmutter auch schenkte und obendrein noch einen goldenen Mantel gab, denn sie hatte sich in ihn verliebt, weil er ihre Schönheit gelobt hatte.

Am Abend erschien er also im goldenen Mantel, und bevor noch die Unterhaltung ihr Ende nahm, schlich er in den Stall, wo er sich auf sein Füllen setzte und hinaus auf die Wiese ritt, wo er die Tochter der Blumenkönigin erwartete. Gegen Mitternacht erschien auch die wunderschöne Jungfrau, und der Königssohn hob sie vor sich auf das Pferd, und flugs wie der Wind ging es dem Wohnsitze der Blumenkönigin zu, den sie auch glücklich erreichten. Aber die Drachen hatten ihre Flucht bemerkt und weckten ihren Bruder aus dem Jahresschlafe. Brüllend rückten sie nun heran und wollten die Wohnung der Blumenkönigin stürmen; aber diese liess sogleich einen

Digitized by Google

himmelhohen Wald ringsum ihre Wohnung erwachsen, den kein Wesen durchdringen konnte. Und so mussten die Drachen unverrichteter Sache abziehen.

Als nun die Blumenkönigin hörte, dass ihre Tochter die Gattin des Königssohnes werden wolle, sprach sie also: „Gerne willige ich in euere Heirath ein, aber nur im Sommer darf meine Tochter bei dir weilen, im Winter aber, wenn alles todt ist und Schnee die Erde bedeckt, muss sie bei mir unter der Erde im Palaste wohnen, damit ich nicht einsam und trostlos den Winter zubringen muss!“[1] Der Königssohn willigte ein und führte seine wunderschöne Braut heim, wo die Hochzeit abgehalten wurde. Das junge Paar lebte glücklich miteinander, bis der Winter kam, dann schied die Tochter der Blumenkönigin und zog heim zu ihrer Mutter. Im Sommer kehrte sie zu ihrem Gatten zurück, und ihr Liebesleben begann von neuem und dauerte bis zum Eintritte des Winters, wo die Tochter der Blumenkönigin wieder heimzog zu ihrer Mutter. Dies geschah so ihr lebelang, und trotzdem lebten sie stets glücklich miteinander.

XVI.

Das Mäuschen als Kind.

Es war einmal ein alter Mann und eine alte Frau, die hatten keine Kinder, und das fiel ihnen gar schwer, weil sie tagsüber draussen im Freien arbeiten mussten und zu Hause Niemanden hatten, der ihnen das Essen kochen konnte. Eines Tages sprach die Frau also zu ihrem Manne: „Weisst du was, Alter! wir machen uns auf den Weg und suchen uns ein Kind. Geh du rechts,

[1] Zu diesem Zuge vgl. die griechische Persephonen-Sage

Digitized by Google

ich gehe links, und nach einer Woche kehren wir heim!“ Der Alte willigte ein, und sie gingen denn aus, um irgendwo ein Kind zu finden. Nach einer Woche kehrten sie heim. Der Alte hatte auf seinem Wege eine Katze gefunden, die Alte ein Mäuschen. Nach langen und breiten Auseinandersetzungen beschlossen sie, die Katze fortzujagen und das Mäuschen als Kind anzunehmen. Sie gaben ihm den Namen Minzerli und hegten und pflegten es, als wäre es wirklich ihr Kind.

Eines Tages machte die Alte Feuer an und setzte einen Topf mit Milch zum Kochen hin. Sie musste hinaus in den Hof, um ihrem Manne beim Dreschen zu helfen, und indem sie hinausging, sprach sie zum Mäuschen: „Minzerli, pass auf, dass die Milch nicht überläuft!“ Nachdem sie fortgegangen war, kletterte Minzerli auf den Herdrand hinauf und schaute dem Kochen der Milch zu. Auf einmal hob sich die Milch über den Rand des Topfes hinauf. Da fing das Mäuschen zu sprechen an: „Was, du bist so sehr angewachsen, dass du im Topfe schon keinen Platz mehr findest. Na, warte; ich werde dir helfen und ein wenig trinken, damit du nicht überläufst!“ Das Mäuschen sprang auf den heissen Rand des Topfes, verbrannte seine Füsschen und fiel in den Topf.

Als die Alten heimkehrten, suchten sie überall vergebens nach ihrem Minzerli, und da sie es nicht fanden, setzten sie sich ohne das Mäuschen an den Tisch und assen von der Milch. Wie sie aber den Topf leerten, fanden sie auf dem Boden desselben den Leichnam ihres Minzerli. Als sie ihr todtes Mäuschen erblickten, fingen sie an, bitter weinend, es zu beklagen und riefen: „Minzerli ist in den Topf gefallen, Minzerli ist todt!“ Und sie zerzausten ihre Haare. Die Elster auf dem Apfelbaume vor dem Hause sah ihnen zu und fragte sie: „Warum zerzaust ihr eure Haare?“ Die Alten antworteten: „Minzerli ist in den Topf gefallen! Minzerli ist todt!“

Digitized by Google

Als das die Elster hörte, riss sie sich die Federn aus und behielt nur den Schwanz und rief:

Minzerli ist in den Topf gefallen!
Minzerli ist todt;
Die Alten zerzausen ihr Haupthaar.

Als der Apfelbaum sah, was die Elster vertreibt, und ihre Worte vernahm, schüttelte und rüttelte er sich, so dass alle Aepfel herabfielen. Da fragte ihn der Brunnen, der in seiner Nähe sich befand: „Warum schüttelst du deine Aepfel ab?“ Der Baum antwortete:

„Minzerli ist in den Topf gefallen,
Minzerli ist todt!
Die Alten zerzausen ihr Haupthaar,
Die Elster riss sich die Federn aus.“

Als dies der Brunnen hörte, spie er all sein Wasser aus. Da kam die Magd des Richters zum Brunnen, um einen Krug Wasser zu holen, und da sie keins fand, fragte sie den Brunnen: „Warum hast du kein Wasser?“ Der Brunnen antwortete:

„Minzerli ist in den Topf gefallen,
Minzerli ist todt!
Die Alten zerzausen ihr Haupthaar,
Die Elster riss sich die Federn aus,
Der Apfelbaum schüttelte die Aepfel ab.“

Da liess die Magd ihren Krug fallen und lief nach Hause. Die Richterin fragte sie: „Warum hast du den Krug zerbrochen?“ Drauf antwortete die Magd:

„Minzerli ist in den Topf gefallen,
Minzerli ist todt!
Die Alten zerzausen ihr Haupthaar,
Die Elster riss sich die Federn aus,
Der Apfelbaum schüttelte die Aepfel ab,
Der Brunnen spie sein Wasser aus!

Als dies die Richterin hörte, stürzte sie vor Schreck zu Boden und brach sich einen Fuss. Der Richter lief

Digitized by Google

herbei und fragte sie: „Wie hast du deinen Fuss gebrochen?“ Da antwortete die Richterin:

„Minzerli ist in den Topf gefallen,
Minzerli ist todt!
Die Alten zerzausen ihr Haupthaar,
Die Elster riss sich die Federn aus,
Der Apfelbaum schüttelte die Aepfel ab,
Der Brunnen spie sein Wasser aus,
Die Magd zerbrach ihren Krug!“

Da riss sich der Richter von der Nase die Brille herab und warf sie auf die Erde, dass sie in tausend Stücke zersprang; dann rief er:

„Minzerli ist in den Topf gefallen,
Minzerli ist todt!
Die Alten zerzausen ihr Haupthaar,
Die Elster riss sich die Federn aus,
Der Apfelbaum schüttelte die Aepfel ab,
Der Brunnen spie sein Wasser aus,
Die Magd zerbrach ihren Krug,
Die Richterin brach ihren Fuss,
Und ich hab' meine Brille zerbrochen,
Damit ich den Skandal nicht seh'.“

XVII.

Das Haselnusskind.[1]

Es war einmal ein Ehepaar, das hatte keine Kinder und flehte tagtäglich zum lieben Gott, er möge ihnen ein Kind schenken, und wenn es auch nicht grösser als eine Naselnuss wäre. Der liebe Gott erhörte das Flehen und schenkte ihnen ein Kind, das so gross war, wie eine

[1] Obwohl dies Märchen in den Kreis des deutschen Daumesdick (Grimm Nr. 37) und des griechischen Halberbschen (Hahn Griech. und alban. Märchen Nr. 55) gehört, so enthält es doch lauter Züge, die den verwandten Stücken fehlen.

Digitized by Google

Haselnuss, und auch nicht grösser wurde. Die Eltern hatten trotzdem ihre rechte Freude an dem kleinen Wesen und hegten und pflegten es. Das Söhnchen ward auch von Tag zu Tag klüger und aufgeweckter, und die Leute wunderten sich gar sehr über seine klugen Reden.

Als das Haselnusskind sein fünfzehntes Lebensjahr erreicht hatte, sass es eines Tages hinter dem Herde in einer Eierschale. Da sprach seine Mutter also zu ihm: „Du bist schon fünfzehn Jahre alt, und man kann dich doch zu Nichts verwenden. Was soll noch aus dir werden?“ — „Schnellläufer“, antwortete das Haselnusskind. Da lachte die Mutter hell auf und rief: „Du und ein Schnellläufer! Wo denkst du hin, Kind! Du legst mit deinen kleinen Füssen den Weg nicht in einer Stunde zurück, welchen ein Mensch in einer Viertelstunde durchmisst!“ Das Haselnusskind versetzte hierauf: „Und trotzdem will ich ein Schnellläufer werden! Wenn du willst, so schick mich irgendwohin, und du wirst sehen, dass ich im Nu zurückbin!“

Da sprach zu ihm seine Mutter: „Gut ist's! Gehe also zu deiner Tante in das Nachbardorf und hole mir ihren Kamm.“ Das Haselnusskind sprang aus der Eierschale hervor und rannte hinaus auf die Strasse. Dort fand es gar bald einen Reiter, der in die Richtung des Nachbardorfes ritt. Schnell kroch es am Schenkel des Pferdes hinauf, setzte sich unter dem Sattel fest und fing nun an, das Pferd zu kneifen und mit einer Nadel zu stechen. Das Pferd griff aus und lief, was es nur laufen konnte, obwohl der Reiter es zu zügeln versuchte. Als sie im Nachbardorfe anlangten, stach das Haselnusskind das Pferd nicht mehr, so dass dasselbe, ganz erschöpft, nun langsam vorwärts ging. Das Haselnusskind kroch nun vom Pferde herab, lief zu seiner Tante und verlangte ihren Kamm. Auf dem Rückwege traf es wieder einen Reiter, kroch unter seinen Sattel und gelangte auf gleiche

Digitized by Google

Weise bei seiner Mutter an. Als es ihr den Kamm der Tante überreichte, so staunte sie sehr und fragte: „Wie hast du so schnell zurückkommen können?“ — „Ja, Mutter,“ versetzte das Haselnusskind, „ich bin ein Schnellläufer!“

Sein Vater hatte auch ein Ross, das er gar oft hinaus auf die Weide führte. Da nahm er einmal auch das Haselnusskind mit. Gegen Mittag sprach der Vater zum Haselnusskinde: „Bleibe hier und hüte das Pferd! Ich muss nach Hause eilen und deiner Mutter einen Auftrag geben. Ich komme bald zurück!“ Als sich der Vater entfernt hatte, kam ein Räuber des Weges und sah das Pferd ohne Wächter weiden, denn das Haselnusskind konnte er im Grase nicht bemerken. Er bestieg also das Pferd und ritt von dannen. Das Haselnusskind, nicht faul, kletterte am Schweife des Pferdes hinauf und begann dasselbe mit seinen Zähnchen zu beissen, so dass es, wild gemacht, nicht die Richtung einschlug, in die es der Räuber führen wollte, sondern nach Hause stürmte. Der Vater wunderte sich gar sehr, als er einen fremden Mann auf seinem Rosse heranreiten sah. Da kletterte das Haselnusskind herab und theilte dem Vater alles mit, der sogleich den Räuber gefangen nahm und einsperren liess.

Als das Haselnusskind zwanzig Jahre alt war, sprach es im Herbste zu seinen Eltern: „Vater und Mutter, lebet wohl! Ich ziehe in die Welt, und wenn ich reich geworden bin, so kehre ich heim!“ Die Eltern lachten über die Worte ihres kleinen Kindes und schenkten ihm keinen Glauben. Am Abend kroch das Haselnusskind hinauf auf das Hausdach, wo sich ein Storchnest befand. Die Störche schliefen, und das Haselnusskind stieg auf den Rücken eines Storches und band ihm eine Schnur an den einen Flügelknochen, kroch dann zwischen seine Federn und schlief ein. Am nächsten Morgen zogen die Störche nach Süden, denn der Winter nahte. Das Haselnusskind flog auf den Rücken des Storches auch mit, und wenn es

Digitized by Google

wollte, dass der Storch sich niederlasse, so band es mit der Schnur auch den zweiten Flügel, so dass der Storch nicht weiterfliegen konnte. Auf diese Weise gelangte das Haselnusskind ins Land der schwarzen Leute, wo sich die Störche in der Nähe der Königsstadt niederliessen und sich dort ansiedelten. Das Haselnusskind band die Flügel seines Storches zusammen und ritt auf ihm in die Königsstadt. Da staunten die schwarzen Leute über das kleine Wesen und führten es samt dem Storche zu ihrem Könige. Dieser behielt das Haselnusskind und den Storch bei sich, und mit der Zeit gewann er es so lieb, dass er ihm einen sehr grossen Diamanten, viermal so gross, als es selbst war, schenkte. Das Haselnusskind band den Diamanten fest an den Hals des Storches, und als es einmal bemerkte, dass sich die anderen Störche zur Abfahrt rüsteten, da löste es die Schnur an den Flügeln seines Storches los, und fort, fort, immer weiter ging's der Heimath zu. Endlich erreichte das Haselnusskind sein Heimathsdorf, band die Schnur vom Flügel des Storches los, liess den Diamanten auf der Erde liegen, bedeckte ihn mit Sand und Steinen und rief dann seine erfreuten Eltern herbei, damit sie den Schatz nach Hause tragen, denn selbst war es nicht im stande, den grossen Diamanten zu heben.

So machte das Haselnusskind sich und seine Eltern zu reichen Leuten.

XVIII.

Der Mönch und die Maus.

Vor vielen hundert Jahren lebte in einem Kloster ein gar frommer Mönch, der Tag und Nacht zum lieben Gott betete, er möge ihm die rechten Wege zum ewigen Leben weisen. Da erschien ihm einmal im Traume der Erzengel

Digitized by Google

Gabriel und sprach also zu ihm: „Willst du das ewige Leben erlangen, so gehe unter die Heiden nach Arabien und lebe dort allein in der Wüste und diene Gott!“ Der fromme Mönch machte sich schon am nächsten Tage auf den Weg, und als er glücklich Arabien erreicht hatte, siedelte er sich in einer Wüste an und brachte seine ganze Zeit mit Gebet zu. Er nährte sich kümmerlich von Kräutern und Wurzeln, denn weit und breit wohnte kein Mensch, der ihm eine milde Gabe hätte verabreichen können. Ja, selbst die Thiere mieden diese Gegend, und nur eine Maus besuchte hin und wieder die Höhle des Mönches. Als sie der Mönch zum ersten Male erblickte, sprach er mit aufgehobenen Händen: „Lob und Ehre sei dir, o Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit! Nach vielen Jahren darf ich endlich wieder einmal eines deiner Geschöpfe erblicken!“ Mit der Zeit gewöhnte er die Maus so sehr an sich, dass diese in seine Höhle zog und von seiner Seite nicht wich.

Jahre vergingen, und da dachte der Mönch einmal bei sich: Wie gut wäre es doch, wenn diese Maus ein Mensch wäre, den ich in der Lehre Gottes unterrichten könnte! Und er flehte von nun an Tag für Tag zu Gott, er möge die Maus in ein menschliches Wesen verwandeln. Gott erhörte sein Flehen und verwandelte die Maus in ein Mägdlein, an dem der greise Mönch seine rechte Freude hatte; denn das Kind wuchs und gedieh, trotz der kümmerlichen Kost und folgte den Lehren des Mönches, der es zu einem gottgefälligen Lebenswandel erzog. Jahre waren auf diese Weise vergangen, und da erschien einmal dem Mönche wieder im Traume der Erzengel Gabriel und sprach zu ihm also: „Gott hat dein Flehen erhört und die Maus in ein Mägdlein verwandelt. Aus dem Kinde ist eine wunderschöne Jungfrau geworden, die du in Gottes Lehre wohl unterrichtet hast. Nun aber ist es eine Sünde, diese Jungfrau hier in der Wüste ver-

Digitized by Google

kümmern zu lassen. Gehe deshalb in die Welt und suche für sie den Stärksten zum Gatten!"

Als der greise Mönch erwachte, theilte er seinen Traum der Jungfrau mit und machte sich dann auf den Weg, um für sie den Stärksten zum Gatten zu suchen. Auf dem Wege begegnete er dem Mondmanne und sprach ihn also an: „Du bist der Stärkste der Welt! Komm, du sollst eine wunderschöne Jungfrau zur Gattin erhalten!" Der Mondmann versetzte: „Ich bin nicht der Stärkste. Ich leuchte nur in der Nacht, und am Tage werde ich vom Sonnenmanne vertrieben; der ist stärker, als ich." Da ging der greise Mönch zum Sonnenmanne und sprach zu ihm also: „Du bist der Stärkste der Welt! Komm, du sollst eine wunderschöne Jungfrau zur Gattin erhalten!" Der Sonnenman aber versetzte: „Wer hat dir gesagt, dass ich der Stärkste der Welt bin? Stärker ist der Wolkenmann, der mich gar oft in die Flucht treibt!" Der Mönch ging also zum Wolkenmanne und sprach also zu ihm: „Du bist der Stärkste der Welt! Komm mit mir, du sollst eine wunderschöne Jungfrau zur Gattin erhalten!" Der Wolkenmann versetzte: „Ich bin nicht der Stärkste der Welt, denn stärker ist der Windmann, der mich überall in die Flucht jagt! Gehe zu ihm." Der alte Mönch ging also weiter des Weges, und als er den Windmann antraf, sprach er zu ihm: „Du bist der Stärkste auf der Welt! Komm also mit mir, denn du sollst eine wunderschöne Jungfrau zur Gattin erhalten!" Da lachte der Windmann und sprach: „Wer hat dir das gesagt, dass ich der Stärkste der Welt bin? Sieh die vielen Berge da; sie alle stehen mir im Wege und sind stärker als ich! Geh du zum Berggeist!" Der alte Mönch zog nun weiter und suchte den Berggeist auf. Als er ihn endlich antraf, sprach er zu ihm also: „Du bist der Stärkste der Welt! Komm also mit mir, denn eine wunderschöne Jungfrau soll deine Gattin werden!" Da sprach der Berggeist:

Digitized by Google

„Ich bin nicht der Stärkste der Welt, denn meinen Leib durchfressen und durchwühlen die Mäuse, die stärker sind als ich. Geh hin zum Mäusekönig!“ Betrübt machte sich der greise Mönch auf den Weg, und als er den Mäusekönig fand, sprach er zu ihm also: „Du bist der Stärkste der Welt! Komm mit mir, du sollst eine wunderschöne Jungfrau heirathen!“ Der Mäusekönig versetzte: „Das will ich gerne thun! Steck mich in deinen Sack und trage mich zu ihr.“ Der alte Mönch steckte den Mäusekönig in seinen Sack und führte ihn heim in seine Höhle. Als nun der Mäusekönig die schöne Jungfrau sah, sprach er also: „Ich möchte sie wohl gerne heirathen, aber sie ist für mich zu gross!“ Da erscholl eine Stimme: „Eine Maus bist du gewesen, eine Maus sollst du werden! Jeder bleibe das, was er ist!“ Und da sah der greise Mönch eine Maus mit dem Mäusekönige davonlaufen. Er lebte von nun an einsam in der Wüste bis an sein Lebensende und sagte oft leise vor sich hin: „Jeder bleibe das, was er ist!“

XIX.

Der Bau des babylonischen Thurmes.[1]

Dort, wo die Sonne aufgeht, lebte vor vielen tausend Jahren ein König, der an Macht, aber auch an Uebermuth alle Herrscher der Welt übertraf. Er veranstaltete ein Fest nach dem anderen und fand ein besonderes Vergnügen darin, dass er prachtvolle Häuser und Kirchen bauen liess. Da war wieder einmal ein grosses Fest in der Stadt des Königs. Blumen streute man auf die Wege, auf welchen der stolze König einherzog, und da sprach er,

[1] Ein ähnliches, doch in den Hauptzügen ganz abweichendes Märchen s. bei Krauss, Sagen und Märchen der Südslaven 2. Bd. S. 173.

Digitized by Google

die vielen Blumen sehend, also: „Wer mir eine solche Blume bringt, die ich noch nie gesehen habe, der fordere von mir, was er will, und ich werde es ihm gewähren!“ Da trat ein unbekannter Mann vor den König und sprach: „Allergnädigster Herr! Morgen in der Frühe soll vor deiner Wohnung eine prachtvolle Pflanze wachsen, die noch Niemand auf dieser Welt gesehen hat!“ Der König lachte und sprach: „Gut ist's! Ich werde mein Versprechen halten und dir alles gewähren, was du eben forderst!“ Dieser Unbekannte war eben der Teufel selbst, der es bewirkte, dass am nächsten Tage vor der Wohnung des übermüthigen Königs eine Pflanze hervorspross, deren Spitze beinahe bis zum Himmel reichte. Als der König dies Gewächs sah, staunte er gar sehr und sprach zum Unbekannten also: „Wahrlich, eine solche Pflanze hat noch kein Mensch gesehen! Gieb mir also deinen Wunsch kund, und ich will ihn dir gewähren!“ Da sprach der Teufel: „Du sollst einen so hohen Thurm bauen lassen, wie hoch diese Pflanze ist!“ Der König hielt sein Wort und rief alle Bauleute des Landes zusammen, damit sie den himmelhohen Thurm bauen sollten. Der Bau begann und schritt rasch vor, so dass in kurzer Zeit die Wolken über ihn hinwegstreiften. Aber die Pflanze des Teufels war noch immer höher, und die Leute mussten also weiter bauen. Da gerieth Gott in Zorn und verhängte über das ganze Land eine andauernde Gluth und Dürre. Ein ganzes Jahr hindurch regnete es keinen Tropfen, und alle Gräser, Kräuter und Bäume verdorrten. Als kein Wasser mehr zu finden war, liess der König aus dem ganzen Lande allen vorräthigen Wein zum Thurme hinführen, damit die Bauleute mit demselben den Mörtel anmachen sollten und der Bau nicht stocke. Aber die Bauleute machten nicht nur den Mörtel mit Wein an, sondern sie tranken auch davon, so viel sie eben nur konnten, und wurden dadurch so berauscht, dass zuletzt Einer den Anderen

Digitized by Google

nicht verstand. Verlangte Einer Mörtel, so reichte ihm der Andere Bausteine; verlangte Einer Steine, so reichte ihm der Andere die Kelle. Darüber entzweiten sie sich, und wuthentbrannt warf Einer den Anderen vom Thurme herab, und gar bald lagen alle Bauleute zerschmettert am Fusse des himmelhohen Baues. Indessen dauerte die grosse Hitze im Lande fort, und viele Tausende kleiner Schlangen krochen aus der Erde hervor, die eine furchtbare Plage für die Menschen waren. Auch der stolze König wurde von diesen ekelhaften Thieren so sehr verfolgt, dass er schon nirgends Ruhe vor ihnen fand und endlich auf den himmelhohen Thurm stieg, indem er glaubte, dass ihm die Schlangen dahin nicht nachfolgen könnten. Aber diese Thiere krochen auch auf den Thurm hinauf und plagten dort den König so lange, bis sich endlich Gott seiner erbarmte und mit einem Blitze ihn und den hohen Thurm zerschmetterte.[1] Dann begann es wieder zu regnen, und Pflanzen, Thiere und Menschen lebten von neuem auf. Das war das Ende des babylonischen Thurmes, den auf Anstiften des Teufels menschlicher Uebermuth bis in den Himmel hinauf bauen wollte.

XX.

Die gefallenen Engel.

Als der Erzengel Gabriel von unserem lieben Gotte den Auftrag erhielt, ihm neue Engel zuzuführen, da war er in der Wahl derselben nicht sehr genau und machte

[1] Durch diesen Zug lehnt sich dies Märchen an die sogenannte „Mäusethurmsage" an, die in Deutschland durch die Sage vom Bischof Hatto und dem Thurme zu Bingen vertreten ist. Vgl. meinen Aufsatz: „Die Mäusethurmsage in Siebenbürgen" (in der Germania, Neue Reihe XX. Bd., S. 432), wo jedoch dies Märchen nicht mitgetheilt ist.

Digitized by Google

auch solche Seelen zu Engeln, die nicht genug sanftmüthig und friedfertig waren. Die Folge davon war, dass die Engel sich gar oft entzweiten. Erzürnt darüber, befahl Gott dem Erzengel Michael, viele der Engel in die Tiefe zu stürzen. Da kam ein Theil derselben unter die Erde, ein anderer auf dieselbe zu liegen, ein dritter blieb zwischen den Sternen schweben. Wenn die unter der Erde befindlichen, gefallenen Engel jammern und klagen, so empfinden wir das als Erdbeben; wenn die auf der Erde sich befindenden weinen, so sind ihre Thränen so heiss, dass anhaltende Dürre entsteht; wenn aber die, welche zwischen den Sternen schweben, Thränen vergiessen, so sehen wir diese als Sternschnuppen auf die Erde herabfallen.

XXI.

Die Bestrafung des heiligen Sarkiss.[1]

Dem heiligen Sarkiss erschien einmal Gott im Traume und sprach also zu ihm: „Du bist ein frommer Mann, und ich will deine guten Werke schon hier auf Erden be-

[1] Auch noch heutzutage gilt unter den Armeniern der heilige Sarkiss für den Schutzpatron der Jungfrauen. Eine Woche vor seinem Geburtstage beginnen die Jungfrauen zu fasten und essen täglich nur einmal, und zwar nur Früchte; den letzten Tag essen sie gar nichts und verzehren vor dem Schlafengehen nur ein Stückchen gesalzenes Brot. In dieser Nacht erblicken sie dann im Traume ihren künftigen Gatten. Am nächsten Tage singen nach dem Kirchgange die Jungfrauen im Chor unzähligemal das Volkslied — das nach Hanusch — also beginnt:

Ah dêghâh, tu sév shuchávor — Ernâg gédám en oré,
Sâghmoszê dsozhit sovor! — — Dunés gêkász thakávor.

(O Jüngling, der du in schwarzen Kleidern gehst, am Busen das Gebetbuch!
Glücklich preisen werde ich den Tag, wo du bei mir als Bräutigam einkehrst!)

lohnen! Ich will dir eine besondere Macht verleihen, wie solche noch kein Mensch besessen hat. Siehst du eine Jungfrau, die gerne heirathen möchte, und ist dieselbe rein und schuldlos, so flehe in ihrem Namen zu mir, und ich werde dein Flehen erhören und ihr einen makellosen Mann bescheren. Dies soll deine Macht sein!" Als der heilige Sarkiss erwachte, ging er sogleich in die Stadt und fand gar bald eine reine Jungfrau, die sich einen Mann wünschte. Er flehte nun für sie zu Gott, und schon an demselben Tage kam ein stattlicher Mann und freite die Jungfrau. Von nun an zog der heilige Sarkiss von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und überall, wo er eine reine Jungfrau fand, die sich einen Gatten wünschte, flehte er zu Gott, und stets ward sein Gebet erhört. Nach vielen Jahren traf es sich einmal, dass der heilige Sarkiss in einer Wüste wanderte und dort eine büssende Jungfrau antraf, die viele ihrer Freier betrogen hatte und nun hier in der Wüste ihren Leichtsinn büssen wollte, in der Hoffnung, dass sie dereinst doch einen Gatten bekomme. Der heilige Sarkiss erbarmte sich der büssenden Jungfrau und flehte zu Gott, damit er ihr einen Gemahl sende. Sein Gebet wurde erhört, denn noch an demselben Tage ritt ein schöner Mann durch die Wüste, sah die Jungfrau und verliebte sich so sehr in sie, dass er sie mit sich nahm und bald heirathete.

Die Zeit verging, und auch der heilige Sarkiss musste sterben. Als er nun vor Gottes Thron erschien und den himmlischen Lohn für seine irdischen Thaten erhalten sollte, sprach zu ihm Gott also: „Ich hatte dir die Macht verliehen, für reine Jungfrauen um einen Gatten zu mir zu flehen. Nun hast du dich, aber auch einer schuldbeladenen Jungfrau erbarmt und für sie zu mir gefleht. Zur Busse für deinen Ungehorsam musst du noch fünfzig Jahre lang auf Erden als Diener von Menschen wandeln. Gehe zurück auf die Erde!"

Digitized by Google

Der heilige Sarkiss stieg also auf die Erde herab und begegnete einem Könige, den er gleich fragte, ob er nicht einen Diener benöthige. Der König antwortete: „Ja. Wenn du mein Diener werden willst, so nehme ich dich auf; doch sage mir, was für einen Lohn soll ich dir geben?“ — „Ich verlange gar keinen Lohn,“ antwortete der heilige Sarkiss, „doch muss ich dir sagen, dass ich vor Niemand den Hut abnehme, dass ich nie ausspucke und niemals lache.“ Das gefiel dem Könige, und er nahm den heiligen Sarkiss als Diener auf.

Die Zeit verging, und der König war mit seinem Diener zufrieden. Einmal fuhr der König mit seinem Diener aus, und sie begegneten der Königin. Der König grüsste sie höflich, der Diener aber spuckte aus. Sie fuhren nun weiter und kamen an einem Hause vorüber, wo die Leute sich zankten und auf Gott fluchten. Als dies der heilige Sarkiss hörte, nahm er den Hut ab. Sie fuhren nun weiter, und der König liess vor dem Hause eines Webers halten und befahl demselben, ihm einen goldenen Mantel zu verfertigen, der zehn Jahre aushalte. Da lachte der heilige Sarkiss, und der König, dies bemerkend, sprach also zu ihm: „Als du zu mir in den Dienst kamst, sagtest du, dass du vor Niemand den Hut herabnimmst, und doch hast du es kurz vorher gethan; du sagtest damals auch, dass du nie ausspuckst, und doch spucktest du aus, als wir der Königin begegneten; auch sagtest du, dass du niemals lachst, und doch lachtest du soeben! Sprich, wie kommt das?“ Der heilige Sarkiss antwortete: „Herr König, ich will es sagen! Als du deine Frau ehrerbietig gegrüsst hast, musste ich ausspucken, denn sie verdient es nicht, von dir gegrüsst zu werden, weil sie nicht dich, sondern einen Anderen liebt; als die Leute auf Gott fluchten, musste ich doch den Hut abnehmen; und soeben musste ich lachen, weil du dir einen goldenen Mantel bestellt hast, der zehn Jahre aushalten

Digitized by Google

soll, du, der du schon in der nächsten Minute sterben wirst!“ Da schrie der König auf, fiel rücklings nieder und war todt. Ein Schlaganfall hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Der heilige Sarkiss diente nun auf diese Weise mehreren Herren, bis endlich die fünfzig Jahre um waren und er von Gott in den Himmel aufgenommen wurde.[1]

XXII.

König Ambanor und das Waisenmädchen.[2]

Vor vielen tausend Jahren lebte ein schöner, junger König, der an Macht und Glück selbst den babylonischen König Pharao übertraf. Sein Land gedieh an Wohlstand, denn er regierte weise und war die Güte und Gottesfurcht selbst. Seine Grafen und Minister drangen gar oft in ihn: er solle sich doch eine Maid zum Weibe erwählen, doch er schlug dies Begehren stets mit den Worten aus: „Ich will nur meinem Lande und Gott dienen! Ich habe keine Zeit für ein Weib!“ Dies liessen sich nun die

[1] Mit Anlehnung an dies Märchen befindet sich eins, doch in sehr modernisirter Gestalt, bei Krauss, Märchen und Sagen der Südslaven II, 129.

[2] Dies Märchen ist nach den Worten Hanuschs „eine der wichtigsten Reminiscenzen armenischer Mythologie,“ denn im König Ambanor ist der Name der altarmenischen Frühlingsgöttin Amanora verborgen, worauf schon die in Blumen gehüllte Maid hindeutet. Zu Neujahr wurde das Fest dieser Frühlingsgöttin begangen, wobei ihr die im Jahre gediehenen Obstsorten geopfert wurden. Eine dunkle Erinnerung an dieses Fest bildet der Gebrauch der Siebenbürger Armenier, am Neujahrstage eine aus Nüssen, Mohn, Rosinen und Citronen bestehende Speise, dáláusi genannt, zu bereiten, die, vom Pfarrer, geweiht, unter Freunde und Bekannte als Neujahrsgabe vertheilt wird. Uebrigens enthält dies Märchen unserem „Aschenbrödel“ verwandte Züge.

Digitized by Google

Herren einige Zeit lang gefallen, aber eines Tages erklärten sie ihrem Könige rund heraus, dass er sich eine Gattin wählen müsse, wenn er auch fernerhin ihr König bleiben wolle. Sich zu verehelichen hatte nun König Ambanor keine Absicht; er griff daher zu einer List und erklärte den Herren, dass er also ihrem Wunsche willfahre, doch werde er nur die Maid zur Königin erheben, die aus einer Entfernung von hundert Schritten mit einem Apfel die Krone von seinem Haupte herabwerfen könne, denn nur die Maid sei werth und fähig, die Lasten der Krone mit ihm zu theilen; am Neujahrstage sollten daher alle heirathsfähigen Jungfrauen des Landes sich auf der grossen Wiese vor der Königsstadt versammeln, damit sie nach seiner Krone den Wurf machen.

Die Herren gaben sich mit dieser Antwort zufrieden, und am Neujahrstage versammelten sich also die festlich geschmückten Jungfrauen auf der grossen Wiese vor der Königsstadt, um nach der Krone den Wurf mit dem Apfel zu versuchen. Aber keiner der Jungfrauen gelang dieser Wurf; die meisten warfen den Apfel über das Haupt des Königs, weil sie sich fürchteten, dass sie, etwa die Krone verfehlend, das geheiligte Antlitz ihres Königs treffen könnten, wofür sie dann nach den Gesetzen mit dem Leben zu büssen hatten. Als alle Jungfrauen den Wurf gemacht, fragte wohlgemuth der König Ambanor: „Ist noch eine Jungfrau übrig, die noch nicht geworfen hat?“ Da rief eine Stimme: „O ja!“ und hinter einem Busche trat eine tiefverschleierte, hohe Jungfrau hervor, die ganz in prachtvolle Blumen gehüllt war, so dass man kein Stückchen ihres Gewandes sehen konnte. Sie trat ans Ziel, nahm einen diamantenen Apfel hervor und warf. Die Krone fiel vom Haupte König Ambanors zu Boden. Da erhob sich lautes Jubelgeschrei unter den Leuten; doch als man die Jungfrau dem Könige zuführen wollte, so war sie schon verschwunden, und Niemand wusste: wohin?

Digitized by Google

Das verdross nun den König Ambanor, denn er war neugierig, das Antlitz der verschleierten Maid zu sehen. Er befahl daher seinen Leuten, in allen Richtungen im Lande nach der Maid zu forschen. Doch jede Mühe war vergeblich, denn Niemand konnte die Maid finden. Dies ärgerte noch mehr den König, und eines Tages liess er abermals alle Jungfrauen auf der Wiese sich versammeln und befahl ihnen, nach seiner Krone zu werfen. Aber auch diesmal misslang der Wurf einer jeden Jungfrau. Da erschien wieder zuletzt die verschleierte und in Blumen gehüllte Jungfrau. Sie warf wieder einen diamantenen Apfel, und als die Krone zu Boden fiel, war auch die Jungfrau verschwunden. In jeder Stadt, in jedem Dorfe, überall im ganzen Lande wurde nun nach der Maid geforscht; aber Niemand kannte eine in Blumen gehüllte Jungfrau.

Da liess der König Ambanor zum dritten Male alle heirathsfähigen Jungfrauen auf der Wiese versammeln und befahl ihnen, nach seiner Krone zu werfen. Als wieder alle Jungfrauen den Wurf vergeblich gethan hatten, trat wieder die verschleierte Maid, in prachtvolle Blumen gehüllt, hinter einem Busche hervor und warf wieder einen diamantenen Apfel nach der Krone hin, und als diese zu Boden fiel, verschwand auch die Maid wieder. Als nun der König ärgerlich den diamantenen Apfel aufhob, da blickte ihm wie aus einem Spiegel ein wunderschönes Mädchenantlitz entgegen. Hocherfreut rief König Ambanor: „Hier ist das Antlitz der Jungfrau eingeprägt! Diese und keine andere soll meine Gattin werden! Kommet her Alle und seht Euch dies Antlitz an! Wer kennt die Jungfrau?“ Alle sahen das Bild voll Staunen über die Schönheit an, aber Niemand kannte die Jungfrau.

Trostlos und mürrisch ward von nun an der gute König Ambanor. Er schloss sich in seine Wohnung ein und war für Niemanden zu sprechen, oder er durchschweifte

Digitized by Google

jagend die Wälder des Landes. Da kam er denn einmal in ein Gebirge, wo ihn die Nacht überraschte. Zum Glücke fand er mitten in der Wildniss eine Hütte, in der er zu übernachten gedachte. Er trat also in die Hütte ein und fand daselbst eine hässliche, alte Frau vor, die mit ihren zwei hässlichen Töchtern am Herde sass. Er bat sie um Nachtquartier, das ihm die alte Frau erst dann gewährte, als er ihr sagte, dass er der König Ambanor sei. Ermüdet streckte er sich auf ein Strohlager hin, konnte aber nicht schlafen, denn die ganze Nacht hindurch schrie und geiferte die alte Frau draussen in der Küche wie toll herum. Zuweilen hörte der König eine sanftklingende Stimme auf die Schmähungen der alten Frau antworten. Endlich dämmerte der Morgen, und der König konnte weitergehen. Bevor er schied, beschenkte er die alte Frau und ihre hässlichen Töchter reichlich und fragte nebenbei: „Wem galten heute Nacht Eure Schmähungen, alte Frau?“ — „Ach, gnädigster Herr König!“ versetzte die Alte, „ich habe im Hause eine nichtsnutzige Stieftochter, die sich gar einbildet, schöner zu sein, als meine beiden eigenen Töchter! Jetzt ist sie gar von Sinnen und füttert von meinem kargen Brote eine Eule, von der sie drei diamantene Aepfel erhalten zu haben behauptet!“ Nach diesen Worte ward König Ambanor neugierig und sprach: „Eure Töchter sind wahrlich schön, und ich möchte gerne die Maid sehen, die sich schöner dünkt! Lasst sie sehen!“ Die Alte rief nun in die Küche hinaus: „Komm herein, du Schmutzsack!“ Und hereintrat, in Lumpen gehüllt, eine wunderschöne Maid. Da schrie König Ambanor laut auf: „Dich suche ich!“ Und er stürzte hin zur Maid, umarmte und küsste sie und sprach: „Komm, du sollst meine Gattin werden!“ Und heim führte der König die Maid, die er sich antrauen liess, und nun mit seiner schönen Gattin glücklich bis an sein Lebensende lebte und regierte.

Digitized by Google

XXIII.

Der Sohn des Meerstiers.

In einem Lande, das am Meere lag, regierte vor vielen tausend Jahren ein König weise und gerecht. Die Leute fühlten sich unter seiner Regierung glücklich und zufrieden; die Städte und Dörfer vergrösserten sich, die Saaten gediehen, und Wohlstand und Reichthum nahmen von Tag zu Tag immer mehr zu. Da kam aber ein grosses Unglück über das Land. Der Meerstier war herangeschwommen und hatte seinen Wohnsitz in der Nähe aufgeschlagen. Sein Unterkörper war der eines Menschen, sein Oberkörper aber der eines gewaltigen Stieres. Jede Nacht betrat er das Land und raubte eine Jungfrau, die er dann, aufs freie Meer hinausschwimmend, verzehrte. Niemand wagte es, ihm entgegenzutreten, und so raubte er denn seit einem Vierteljahre schon allnächtlich eine Jungfrau. Der König liess die weisesten Männer aus allen Landen zusammenrufen und fragte sie um Rath; aber keiner konnte ein Mittel angeben, wodurch man den Meerstier hätte bannen können. Da kam eines Tages zum Könige ein Jüngling und erbot sich, den Meerstier zu vertreiben. Der König versprach ihm einen hohen Lohn dafür, und der Jüngling machte sich sofort ans Werk. Er liess sich aus Lammfell einen Anzug machen, und da es gerade Winter war, so sprang er in einen Fluss, und als er herauskam, war sein Anzug ganz mit Eis bedeckt.[1] In diesem Anzuge erwartete er den Meerstier. Als dieser feuerschnaubend heranstürmte, da stellte sich ihm der Jüngling entgegen. Der Meerstier schnob Feuer, aber das konnte nicht durch die eisbedeckten Kleider des

[1] Vgl. Liebrecht a. a. O. S. 65 und meinen Aufsatz: „Die Ragnar Lodhbrokssage in Siebenbürgen" (Germania 1887, S. 362 ff.), wo jedoch dieser Zug im obigen Märchen nicht mitgetheilt ist.

Digitized by Google

Jünglings dringen, der dem Meerstiere ein Auge ausstach, worauf dieser brüllend sich umkehrte und erst im Meere stille stand. Von dort aus rief er: „Ihr habt mich von hier vertrieben; jetzt aber werde ich euch meinen Sohn senden, der wird mehr Unheil über euch bringen, als ich es gethan habe.“ Hierauf blies er in einen Rohrhalm Flammen hinein und entfernte sich dann. Aus dem Rohrhalme aber entstand ein grosser Mann, dessen Bart und Haupthaare aus Flammen bestanden. Dies war der Sohn des Meerstieres, der nun das Land durchzog, und wo er einem Menschen begegnete, da rannte er auf denselben los und spie ihn an. Nach kurzer Zeit bekam der betreffende Mensch durch den Speichel dieses Unwesens am ganzen Leibe unzählige Wunden, die Niemand heilen konnte. Bald gab es im ganzen Lande wenige Menschen, deren Körper mit Wunden noch nicht bedeckt war.

Der König war untröstlich, denn auch sein Leib war mit Wunden bedeckt. Er rief abermals die weisesten Männer der Welt zusammen und fragte sie um Rath. Doch keiner konnte ein Mittel ansagen, wodurch die Krankheit hätte gehoben werden können. Als sie gerade beisammen sassen und Rath hielten, stürmte der Sohn des Meerstieres unter den Fenstern des Königsschlosses vorbei und rief: „Ihr dummen Kerle da oben! Schöpft das Wasser aus dem Teiche hier vor dem Schlosse aus und füllet ihn an mit Kinderblut; dann lasset die Leute darin baden, und ihre Wunden werden heilen.[1] Ich selbst werde dann euer Land verlassen und nimmer wiederkehren!“

Da liess der König den Teich ausschöpfen und ordnete an, dass alle Mütter ihre Säuglinge an einem bestimmten Tage zum Teiche bringen sollten. Das war ein Jammern,

[1] Aehnliches wird von Konstantin dem Grossen berichtet, der, mit Aussatz behaftet, denselben Rath von den Priestern des Jupiter Capitolinus erhält. Durch das Jammern der Mütter gerührt, lässt er die Kinder nicht tödten, und da wird er durch die

Digitized by Google

Klagen und Weinen, als man sich daran machen wollte, die Säuglinge zu tödten und ihr Blut im Teiche aufzufangen. Gerade wollte man dem ersten Säuglinge das Leben nehmen, als wieder der Jüngling erschien, und zwar mit zwei Feuerhunden,[1] die ihm eine „gute Alte“[2] geschenkt hatte. Er rief schon von weitem: „Haltet ein und tödtet nicht die unschuldigen Kinder! Wenn der Sohn des Meerstieres aus dem Lande verschwindet, so werden eure Wunden von selbst heilen. Ich will ihn schon vertreiben.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, da stürmte schon der Sohn des Meerstieres heran und rief: „Du glaubst vielleicht, dass du auch mit mir so leicht fertig werden wirst, wie mit meinem Vater, dem Meerstiere! Warte nur, du elender Menschensohn!“ Und er rannte auf den Jüngling los. Da sprangen die beiden Feuerhunde herbei, packten den Sohn des Meerstieres und zerrten ihn bis ans Meer, wo ihn in einer grossen Höhle der Jüngling mit schweren eisernen Ketten fesselte und ihn durch die beiden Feuerhunde so lange bewachen liess, bis er verendete und in Rauch und Dampf aufging. Da heilten auch die Wunden aller Leute von selbst. Der Jüngling erhielt als Lohn für seine Thaten die Tochter des Königs zur Frau und lebte mit ihr bis an sein Lebensende in stetem Glück und in Eintracht.

Taufe geheilt. So berichten Simeon Metaphrastes (Acta sanct. Sur. Decemb. p. 1177), Michael Glycas (Annal. ed. Bonn. S. 460) und Nicephorus Callistus (Hist. eccles. ed. Lange. Basel 1553; S. 283). Diese Konstantin-Legende finden wir auch in den Dichtungen des deutschen Mittelalters aufgearbeitet in der Kaiserchronik, in der Sylvesterlegende und im Passional.

[1] Feuerhunde sind Wesen in Hundegestalt, deren ganzer Körper gleich einer Feuerlohe glüht und brennt, und die nie verenden, sondern — wie Hanusch schreibt — sich dadurch verjüngen, dass sie sich gegenseitig verschlingen.

[2] Ueber die „guten Alten“ s. Anmerkung 1 zum 15. Stück.

Digitized by Google

XXIV.

Der König und seine Schwägerin.[1]

Fern im Osten lebte einmal ein sehr gewaltthätiger, übermüthiger König, der einen sanften, gutmüthigen Bruder hatte. So oft der König eine Gewaltthat verübte, machte ihm dieser Bruder Vorwürfe, worüber sich der König gar sehr ärgerte. Er hatte einen vertrauten Freund, von dem Niemand wusste, woher er gekommen und wer er eigentlich sei. Der König hatte ihn einmal von der Jagd mitgebracht, und seither lebte er im Hause des Königs als dessen bester Freund und Genosse. Dieser Freund war nun der Teufel selbst, der mit dem Könige ein Bündniss eingegangen war, indem er ihm versprach, seine Macht zu heben, ihn zum Könige aller Könige zu machen und ihm in allen Sachen mit seiner Teufelskraft beizustehen; dafür sollte ihm der König jedes Jahr zwölf unschuldige Jungfrauen opfern. So lebten denn der König und der Teufel im besten Einvernehmen miteinander, und des Königs Macht wuchs von Tag zu Tag, so dass alle benachbarten Könige vor ihm zitterten. Eines Tages sprach der Teufel also zum Könige: „Höre, Freund, dein Bruder hetzt mit seinen sanften Worten das Volk gegen uns auf, und ich stehe nicht gut dafür, dass er dich einmal noch

[1] Dies Märchen lehnt sich mehr oder weniger an die altarmenische Sage vom Traume des Astyages, des Königs von Medien, an, der vom armenischen Könige Tigranes besiegt ward. Unter den historischen Liedern (Yérk Vibásánáz) der Armenier nimmt diese Sage so zu sagen den ersten Platz ein (s. Emin K. J., Vebk Hémyn Hájasdáni, Moskau 1850). Mehr noch lehnt sich dieses Märchen an die persische Erzählung bei Firdusi (Sah-Nameh I) an, die schon fünf Jahrhunderte vorher der armenische Geschichtsschreiber Chorenei erzählt. Durch den Zug vom an Felsen geschmiedeten König lehnt sich dies Märchen auch an die griechische Prometheus-Sage an.

Digitized by Google

vom Throne stürzt und König wird. Trachte deshalb, deinen Bruder beiseite zu schaffen.“ Der König versetzte hierauf: „Ja, aber wie soll das geschehen?“ — „Ganz gut,“ sagte der Teufel, „ich will ihn schon aus dem Wege schaffen, wenn ich sehe, dass du einwilligst in mein Vorhaben!“ Am nächsten Tage fand man den Bruder des Königs erwürgt in seinem Bette, und die Leute meinten, der Teufel habe ihn mit eigener Hand getödtet, denn am Halse des Todten sah man deutlich das Zeichen eines umgekehrten Kreuzes.[1] Der Bruder des Königs hinterliess eine junge, schöne Frau, die sich gleich nach dem Begräbnisse ihres Gatten von aller Welt zurückzog und einsam in ihrem Hause lebte. Aber der Teufel hatte keine Ruhe und entfachte das Herz des Königs in Liebe zur jungen Frau, die allen Bewerbungen ihres Schwagers widerstand. Da schlich sich einmal der Teufel zu ihr und sprach gleissnerisch also: „Holde Frau, ich bedaure Euch von Herzen und kann Euer Los wahrlich würdigen! Darum will ich Euch auch einen guten Rath geben, wie Ihr die Bewerbungen des Königs für immer zurückweisen könnt! Hört also: Wenn der König Euch besucht, so gebt seinen Bewerbungen scheinbar nach, doch theilt ihm mit, dass Ihr Euch leider in anderen Umständen befindet — was ja in der That wahr ist —; dann sagt ihm, dass Ihr Eure Leibesfrucht schnell los sein würdet, wenn er Euch erlauben sollte, ihn auf beide Schultern zu küssen. Er wird Euch diesen Wunsch gewähren, und dann küsst ihm beide Schultern, doch vorher schmiert Eure Lippen mit dieser Salbe ein! Das Uebrige lasst nur mich vollführen!“ Er gab der schönen Witwe nun eine Salbe und entfernte sich.

Die Frau schenkte den Worten des Freundes des Königs Glauben und handelte am nächsten Tage auch

[1] Dem Volksglauben gemäss hinterlässt der Teufel auf jedem Gegenstande, den er mit seiner linken Hand ergreift, ein blutrothes Zeichen, das einem umgekehrten Kreuze ähnlich sieht.

Digitized by Google

darnach. Als der König sie mit seinen Bewerbungen bestürmte, gab sie scheinbar nach und küsste mit ihren eingesalbten Lippen seine Schultern. In wildem Schmerz aufschreiend, stürmte der König von seiner Schwägerin in seine Wohnung zurück. Wie rasend lief er im Zimmer auf und ab und heulte und schrie aus allen Leibeskräften, denn zwei grosse Schlangen waren aus seinen Schultern hervorgewachsen, die das Blut aus seinem Körper sogen und ihm dadurch furchtbare Schmerzen verursachten. Er befahl seinen Dienern, die Schlangen abzuschneiden; aber kaum war dies geschehen, so wuchsen von neuem zwei Schlangen aus seinen Schultern hervor. Und so geschah dies immer, so oft man ihm die Schlangen abschnitt. Er konnte die Schmerzen schon nicht länger aushalten und wollte sich das Leben nehmen, als sein Freund, der Teufel, ins Zimmer trat und also zu ihm sprach: „Höre, Freund, hier giebt es nur ein Mittel, dich von diesen schrecklichen Qualen zu befreien! Du musst täglich das Herz einer Jungfrau den Schlangen zu fressen geben, dann lassen sie deinen Leib in Ruhe, und du kannst wie vordem lustig in die Welt hineinleben!“ Und der König befolgte den Rath seines Freundes, des Teufels, und liess eine Jungfrau tödten; das Herz derselben gab man den Schlangen hin, die nun, zufriedengestellt, dem Könige keine Schmerzen mehr bereiteten. So geschah dies von nun an jeden Tag; tagtäglich wurde eine Jungfrau getödtet und ihr Herz den Schlangen zum Frasse überlassen.

Da sprach eines Tages der König zu seinem Freunde, dem Teufel: „Höre, Freund! Ich hatte in der Nacht einen wunderbaren Traum. Mir träumte, ich stände auf dem Gipfel eines goldenen Berges und sähe meine Schwägerin in Geburtswehen liegend. Ein wunderschöner Knabe entstieg ihrem Leibe, der im Nu zu einem Manne heranwuchs und auf mich losstürzte. Ich wehrte mich aus Leibeskräften, ward aber doch von ihm zu Boden geworfen

Digitized by Google

und vom hohen Berge herabgestürzt. Im Falle erwachte ich. Was kann dieser Traum wohl bedeuten?“ Der Teufel lächelte und sprach: „Das ist wohl ein böser Traum, aber wir werden der Sache schon abhelfen. Deine Schwägerin wird einem Knaben das Leben schenken, der dich vom Throne stürzen wird. Damit dies nicht geschehe, musst du deine Schwägerin hinaus ins Gebirge führen und dort in eine Höhle einmauern lassen. Sie wird dort verhungern, und du brauchst dich dann nicht mehr zu fürchten, dass ihr Sohn dich einst stürzen könnte!“ Der König befolgte den Rath des Teufels und liess seine schöne Schwägerin in eine Höhle, hoch oben im unwegsamen Gebirge gelegen, einmauern, damit sie dort verhungere. Aber Gott wollte es anders. Durch eine kleine Oeffnung der Mauer brachte der armen Frau eine goldene Schlange täglich Speisen und Getränke, so dass sie ihr Leben fristen konnte. Da schenkte sie eines Tages einem schönen Knaben das Leben, der gleich nach seiner Geburt herumlaufen und sprechen konnte. Da sagte er gleich zu seiner Mutter: „Gieb mir nur recht oft zu trinken, Mutter, und in acht Tagen werde ich so stark sein, dass ich diese Mauer umstürzen kann!“ Und so geschah es auch. Am achten Tage nach seiner Geburt stemmte sich der Knabe an die gewaltige Mauer, die, seiner Kraft nachgebend, zusammenstürzte. Mutter und Sohn zogen hierauf weit weg in ein anderes Land, wo sie ohne Sorgen und in stetem Wohlergehen lebten, nachdem der Sohn durch seine Riesenstärke sich bald grosse Reichthümer erworben hatte.

Da hörte einmal der König, dass die Mauer vor der Höhle, in welche er seine Schwägerin hatte einsperren lassen, längst schon umgestürzt sei und keine Spur sich von der Bruders-Witwe vorfinde. Der König erschrak darob gar sehr und liess überall nach seiner Schwägerin forschen. Da erfuhr er denn, dass sie sich im benachbarten Lande befinde und einen Sohn besitze, den an

Digitized by Google

Kraft und Stärke kein Mensch auf Erden überträfe. Dies vernahmen auch die Leute, die infolge der Jungfrauenopfer schon längst den König hassten. Heimlich beriefen sie den starken Jüngling ins Land, damit er seinen gottlosen Oheim bestrafe. Der Jüngling zog mit vielen tausend Männern heran und nahm den König gefangen, den er mit eigener Hand hoch oben im unwegsamen Gebirge in derselben Höhle, in welcher seine Mutter einst eingemauert sass, mit schweren eisernen Ketten an eine Felsenwand fesselte. Nachdem die Schlangen kein Jungfrauenherz mehr zum Frasse bekamen, sogen sie das Blut des Königs, der bald unter fürchterlichen Schmerzen aus dem Leben schied. Seine Seele führte der Teufel mit sich hinab in die Hölle. Der starke Jüngling ward nun König des Landes und regierte bis an sein Lebensende weise und gottgefällig.

XXV.

Die Seele der Stiefmutter.

Es war einmal ein armer Schmied, den hiess man Gavrik. Als seine Frau starb, hinterliess sie ihm nur ein Kind, die siebenjährige Chripsima. Dies war ein schönes, liebes Mädchen, das Jedermann im Dorfe gern hatte, und da es mutterlos war, so hatten es besonders die Weiber recht lieb. Da war im Dorfe eine junge Witfrau, die sich besonders mit Chripsima abgab und ihr täglich irgend eine Näscherei zusteckte, wobei sie jedoch es niemals unterliess, dem Kinde zu sagen: „Jetzt geh nach Hause, Goldengelchen, und zeige es auch deinem braven Vater; sag es ihm auch, dass du es von mir bekommen hast. Ich lasse ihn grüssen!“ Kam nun die Kleine nach Hause und zeigte sie das Geschenk ihrem Vater, wobei sie nie vergass, die Geberin zu nennen, da schüttelte der Schmied bedenklich

Digitized by Google

sein Haupt, brummte etwas vor sich hin und sah dann nach seiner Arbeit. So verging die Zeit, und nach zwei Jahren überraschte der Schmied das ganze Dorf mit der Nachricht, dass er die junge Witwe heirathen werde. Da kam so mancher Freund zu ihm in die Werkstätte, setzte sich auf den Amboss und, nachdem er sich — wie es eben Brauch ist — gehörig geräuspert hatte, sprach: „Achpar (Vetter), Ihr thut nicht recht daran, dass Ihr diese Witwe zum Weibe nehmt. Wisst Ihr denn nicht, wie sie ihren verstorbenen Mann behandelt hat? Bedenkt, dass Ihr auch ein liebes Töchterlein habt. Doch, Achpar, verzeiht, ich will nichts gesagt haben. Ihr seid Schmied und wisst es am besten, dass das Eisen wohl hart ist, aber im Feuer weich wird.[1] Mancher gottlose Mensch ist durch die Liebe fromm geworden.“ Auf solche Vorstellungen hatte der Schmied stets nur eine Antwort, und die lautete: „Lasst gut sein, Achpar! Sie hat zwei Jahre hindurch Mutterstelle an meinem Kinde vertreten; nun ist es meine Pflicht, sie in der That zur Mutter meiner Chripsima zu erheben. Ich weiss schon, wann man das Eisen schmieden soll!“

Meister Schmied heirathete also die junge Witwe, und anfangs schien es, als ob sich die Leute mit ihren Prophezeiungen getäuscht hätten. „Seht Ihr, Achpar,“ meinte der Schmied, so oft er einen seiner Bekannten begegnete, „ich habe mich nicht getäuscht! Ja, ein Schmied muss auch die Weiber weich schmieden können!“ Die Leute lächelten über solche Reden des Schmiedes und wünschten ihm dauerndes Eheglück; bei sich aber dachte ein Jeder: Der Tag am Abend, das Pferd im Geschirr, der Topf am Herde, der Zwirn in der Nadel, die Glocken auf dem Thurme und das Weib nach dem Tode — erst dann sind sie zu loben![2] — Ein Jahr lang herrschte Friede und

[1] Sprichwörtliche Redensart.

[2] Eine sogenannte Priamel, deren Form auch in den deutschen Sprichwörtern sich häufig vorfindet.

Digitized by Google

Eintracht in der Schmiede, aber nach Jahresfrist zeigte es sich schon, dass der arme Schmied den leibhaftigen Teufel heimgeführt hatte. Zank und Streit hielten ihren Einzug in das sonst friedliche Haus, und darunter hatte besonders die arme Chripsima schwer zu leiden. Sie musste trotz ihrer Jugend die schwersten Arbeiten verrichten und bekam von ihrer Stiefmutter tagtäglich Schläge. Ihr Vater konnte dem Walten der Frau keinen Einhalt thun, grämte und härmte sich ab und starb nach neunjähriger Ehe. Da erst hatte die arme Chripsima, die inzwischen zu einer schönen Jungfrau erwachsen war, erst böse Tage durchzuleben. Ihr einziger Trost in dieser schweren Zeit war und blieb ihr Geliebter, ein junger Schmiedegeselle, der ein fleissiger und geschickter Arbeiter war und Chripsima schon längst geheirathet hätte, wenn die böse Stiefmutter nicht dagewesen wäre. Aber Gott hilft in der Noth und beschützt die Waisen und Verlassenen. Die böse Frau wurde plötzlich krank und starb unter schrecklichen Qualen schon am dritten Tage ihrer Krankheit. Nach dem Leichenbegängniss wollte Chripsima das Trauerjahr strenge einhalten und ihren Geliebten vor Ablauf des Jahres nicht sehen, aber die Leute sprachen zu ihr: „Es war nur deine Stiefmutter, die dich stets nur misshandelt hat, also sei kein Närrchen und heirathe den braven Burschen!“ Kurzum, die Hochzeit wurde bald abgehalten, und der junge Schmied zog in die verlassene Schmiede. Neues und frohes Leben begann für das junge Paar, und Glück und Friede herrschten im Hause. Da traf es sich einmal in einer Nacht, dass Chripsima nicht schlafen konnte. Sie dachte an vergangene Zeiten und an ihre böse Stiefmutter. Da drang auf einmal ein Wimmern an ihr Ohr. Ueberrascht blickte sie in der Stube herum; sie zündete die Kerze an, aber sie sah nichts, auch das Wimmern war nicht mehr hörbar. Kaum aber hatte sie die Kerze ausgelöscht, als das Wimmern wieder

Digitized by Google

begann. Da weckte sie ihren Gatten auf, und Beide durchsuchten nun die ganze Stube, fanden aber nichts darin, was ihnen das Wimmern hätte erklären können. So verging die Nacht und auf gleiche Weise die nächstfolgende und die darauf folgende. Da kam gegen Abend ein altes Mütterchen in die Schmiede, um irgend etwas zu bestellen, und das junge Ehepaar erzählte ihm vom nächtlichen Wimmern in der Stube. Da sprach das Mütterchen: „Ihr seid noch blutjunge Kinder und könnt Euch freilich die Sache nicht erklären. Lasst mich heute Nacht in Eurer Stube schlafen, und ich werde Euch schon zeigen, woher das Wimmern herrührt.“ Freudig willigte das Ehepaar in den Antrag der Alten ein, und als es Nacht wurde, legten sie sich Alle nieder. Gegen Mitternacht begann das Wimmern. Die Alte zündete sofort die Kerze an und durchsuchte die Stube. Da fand sie unter dem Bette Chripsimas einen kleinen, runden schwarzen Stein, der viele kleine weisse Flecken an der Oberfläche hatte. Sie zeigte den Stein den Eheleuten und sprach dann also: „Seht, dieser Stein hat so gewimmert. Seht Ihr an ihm die unzähligen weissen Pünktchen? Nun kommt, gehen wir in die Schmiede!“ Die jungen Leute folgten der Alten in die Schmiede nach, wo sie den Stein auf den Amboss legte und den Schmied aufforderte, ihn mit dem schwersten Hammer zu zerschmettern. Der Schmied that es, und da flog ein weisses Vöglein zum offenen Fenster der Schmiede hinaus in die dunkle Nacht. Da sprach die Alte zum erstaunten Ehepaare: „Seht, dies weisse Vöglein war die Seele jener bösen Frau, die einst Chripsimas Stiefmutter gewesen ist. Weil sie das arme Waisenkind so oft geschlagen hat, so wurde ihre Seele in einen kleinen schwarzen Stein verwandelt, der so viele weisse Pünktchen an sich hatte, als die Frau im Leben die Waise Chripsima geschlagen hat. Jedes Menschen Seele, der im Leben ein Waisenkind schlägt, muss, nach dem Tode in einen solchen Stein ver-

Digitized by Google

wandelt, jedesmal um Mitternacht so lange wimmern, bis dass ihn Jemand zerschmettert. Dann erst ist die Seele befreit und fliegt zu Gott empor, um von ihm erst recht die angemessene Strafe zu empfangen. Nun lebt wohl, Kinder, und merkt euch diese Lehre.“ Die gute Alte ging nun fort. Die Eheleute umarmten sich weinend und versprachen einander, fromm und züchtig zu leben.“

XXVI.

Das ungetaufte Kind.

Es war einmal ein Ehepaar, das hatte lange Zeit hindurch keine Kinder. Darüber war Mann und Frau gar sehr betrübt, und sie wandten sich an eine alte Frau um Rath. Diese Frau, die sich auf allerlei Zauberkünste verstand, rieth ihnen an, bei zunehmendem Monde gemeinschaftlich Herbstfäden[1] zu essen und dabei den Spruch herzusagen:

Mann und Frau
Gingen auf die Au,
Kam ein kleines Kind gegangen,
Blieb an ihren Kleidern hangen!
Fünf und fünf ist zehn,
Höre unser Fleh'n,
Glücksfrau, du sollst weben
Aus dem Speichel dein
Glückshemdchen dem Kindelein!

[1] Die im Herbste über das Feld schillernden Fäden der Herbstspinne; in Deutschland auch Marienfaden, Alterweibersommer, in Westfalen Unser laive Frauen Suemer genannt. Dem Volksglauben der Armenier gemäss webt die „Glücksfrau“ dem Kinde, das in der Stunde geboren wird, wo sie ihr eigenes Kindlein, den „Zufall“, säugt, aus ihrem Speichel ein Glückshemd. Man legt daher jedes Kind vor der Taufe an einen Ort, wohin der Mond

Digitized by Google

Die Eheleute befolgten denn auch den Rath der alten Frau. Die Zeit verging in gespannter Erwartung, und nach neun Monaten gebar die Frau ein Knäblein. Aber es ist nicht gut, gegen Gottes weisen Beschluss mit irdischen Mitteln oder mit Zauberkräften zu kämpfen. Das Knäblein starb, bevor es noch die heilige Taufe erhalten hatte. Die Eltern waren untröstlich darüber und flehten inbrünstig zu Gott um Verzeihung und Vergebung ihrer Sünde, denn sie sahen jetzt ein, dass sie sich Gottes Rathschluss gegenüber gar schwer vergangen hatten. Der Mann tröstete sich gar bald, aber die Frau sass den ganzen Tag über am Fenster, blickte hinaus auf die spielenden Nachbarkinder und weinte bitterlich. Da sass sie denn einmal wieder am Fenster und weinte, als ein wunderbares Vöglein ans Fenster flog. Es hatte schwarze Federn; sein Schnabel und die Füsse waren schneeweiss. Das Vöglein begann nun zu wimmern und zu klagen, wie eben kleine Kinder es zu thun pflegen. Die Frau erschrak darüber so sehr, dass sie das Vöglein vom Fenster verscheuchte. Als ihr Gatte abends heimkehrte, erzählte sie ihm die sonderbare Erscheinung. Dieser lief sogleich zu seiner Mutter und fragte sie um Rath. Die alte Frau versprach, den nächsten Tag in der Wohnung ihres Sohnes zu verbringen.

Am nächsten Tage zu derselben Stunde erschien das wundersame Vöglein wieder am Fenster und begann wie ein Kind zu wimmern und zu klagen. Die alte Frau fing es ab und begoss es mit Weihwasser. Da wurden die schwarzen Federn des Vögleins schneeweiss, und die alte Frau liess es nun zum Fenster hinausfliegen. Nun wandte

---

scheint, und entfernt sich aus dem Zimmer, damit die Glücksfrau ihm ungestört das „unsichtbare Glückshemd“ anziehe, das es dann sein Lebelang unbewusst anhat, um nun in allen seinen Handlungen vom Glücke begünstigt zu werden. Vgl. meinen Aufsatz: „Zu den drei Mareien“ (in der „Germania“, Neue Reihe XXII, S. 130 ff.).

Digitized by Google

sie sich zu ihrem Sohne und dessen Frau, also sprechend: „Seht, das sonderbare Vöglein war die Seele Eures ungetauften Kindes. Nachdem ich es mit Weihwasser begossen habe, sind seine schwarzen Federn weiss geworden. Ich habe es gleichsam getauft; nun kann es ins Himmelreich hineinfliegen und wird bald in die Schar der lieben Englein aufgenommen werden. Ein anderes Mal kämpfet nicht gegen Gottes weisen Rathschluss. Was Gott thut, das ist wohlgethan.“ Die Eheleute bedankten sich weinend für die gute That und lebten von nun, auch ohne Kinder zu haben, stillvergnügt miteinander.

XXVII.

Die gekränkte Glücksfrau.[1]

Es war einmal ein König und eine Königin, die lebten in Glück und Frieden miteinander; ihr einziger Wunsch war, ein Kind zu bekommen. Ein Jahr verging nach dem anderen, und der Wunsch des königlichen Paares war noch immer nicht in Erfüllung gegangen. Da traf es sich einmal, dass die junge Königin in ihrem Garten lustwandelte und ein halbtodtes Vöglein im Grase liegen sah. Sie hob es auf und blies ihm Luft ein, indem sie seinen Schnabel zwischen ihre Lippen nahm. Das Vöglein kam hierdurch zu sich und erholte sich gar bald in der weichen, warmen Hand der Königin. Da begann es wie ein Mensch zu sprechen und redete die Königin also an: „Hohe Frau! Dadurch, dass dein Speichel mir auf meine Zunge floss, als du Luft eingeblasen hast, habe ich deine Sprache erlernt und kann dir nun meinen Dank aussprechen. Wir Vögel verstehen die Sprache der Menschen und hören so

[1] S. Anmerkung zum 26. Stück auf Seite 70/71.

Digitized by Google

manches, doch können wir nicht reden und ihnen daher auch keinen Rath ertheilen. Neulich gingst du hier im Garten mit deinem Gemahl spazieren; ich sass oben auf einem Zweige und hörte Eurem Gespräche zu. Da vernahm ich, dass Euer höchster Wunsch es ist, ein Kind zu bekommen. Ich will dir nun einen Rat geben. Morgen um Mitternacht komme weissgekleidet[1] her in den Garten zum See; zu derselben Zeit wird auch die Glücksfrau hier erscheinen und im See baden. Dann schleiche heran und nimm ihren goldenen Schleier zu dir, mit dem du dich rasch entfernen sollst. Diesen Schleier binde um deinen blossen Leib und trage ihn neun Monate lang daselbst, dann wirst du ein Kind zur Welt bringen. Wenn Ihr aber vor der Taufe das Kind in den Mondschein legt, damit die Glücksfrau ihm das Glückshemdchen anziehe, dann legt auch ihren Schleier neben das Kind, damit sie ihn wiedererlange, sonst fühlt sie sich beleidigt und ist gekränkt, und dem Kinde könnte es in späteren Jahren noch schlecht ergehen." Hierauf flog das Vöglein zwitschernd von dannen.

Die Königin befolgte den Rath des Vögleins und eignete sich in der nächsten Nacht den Schleier der badenden Glücksfrau an, den sie sich, heimgekommen, sofort um den blossen Leib band. Nach neun Monaten schenkte sie einem gesunden, kräftigen Mädchen das Leben. Gross war die Freude der Eltern und unendlich der Jubel des Landes. Der König veranstaltete ein achttägiges Jubelfest, und am neunten Tage sollte bei Gelegenheit der Taufe seiner Tochter das Hauptfest stattfinden. Der neunte Tag rückte endlich heran, und in der Vornacht wurde das Kind an eine Stelle der Stube gelegt, wohin der Vollmond eben hinschien. Die Königin aber dachte bei sich: Ich behalte den Schleier und trage ihn noch

[1] Weisse Gegenstände sollen dem Volksglauben gemäss die Glücksfrauen nicht sehen können.

Digitized by Google

neun Monate am blossen Leibe, damit ich noch ein Kind zur Welt bringe; ich will hören, ob die Glücksfrau darüber zornig wird; thut sie es, dann gebe ich ihr den Schleier schnell zurück! Sie zog sich also weisse Kleider an und begab sich in die Stube, wo sich das Kind allein befand. Um Mitternacht erschien die Glücksfrau, zog dem Kindchen das unsichtbare Glückshemd an und sprach dann also: „Du sollst die schönste Jungfrau werden; du sollst Perlen lachen und Gold weinen, und wohin du hintrittst, sollen Blumen hervorspriessen;[1] in deinem zwanzigsten Lebensjahre sollst du einen schönen Königssohn zum Manne erhalten, doch weil mich deine Mutter betrogen hat, sollst du in der Brautnacht ein Rabe werden und jede Nacht nur für eine Stunde deine menschliche Gestalt zurückerhalten." Da schrie die Königin laut auf und warf den goldenen Schleier der Glücksfrau hin, die ihn rasch aufhob und dann verschwand. —

Am nächsten Tage erhielt das Kind in der heiligen Taufe den Namen Maria. Ein Jahr verging nach dem anderen, und die Königin hätte die Worte der Glücksfrau vergessen, wenn sie zum Theil nicht schon in Erfüllung gegangen wären. Maria wuchs wirklich zu einer wunderschönen Jungfrau heran; wenn sie lachte, so rollten ihr Perlen die Wangen herab, wenn sie weinte, so entströmte ihren Augen lauteres Gold und wohin sie hintrat, da sprossen Blumen hervor. Kein Wunder also, wenn der Ruf ihrer Schönheit und ihrer Eigenschaften so gross war, dass viele Könige des Abend- und des Morgenlandes zu ihr kamen und um ihre Gunst warben; aber Keiner gefiel ihr, Keiner konnte sich ihre Liebe erringen. Da kam gerade, als Maria zwanzig Jahre alt wurde, ein

[1] Vgl. zu diesem Zuge die indische Geschichte von Çunahçepa im Aitaraye-Brâhmana und das 53. Stück in meiner Sammlung: „Volksdichtungen der siebenbürgischen und südungarischen Zigeuner" (Innsbruck, 1889).

Digitized by Google

wunderschöner Königssohn an den Hof des Königs und warb um die Hand Marias. Er gefiel der Jungfrau so sehr, dass sie in eine Ehe mit ihm sofort einwilligte.

Nie im Leben hatte sich die Königin so unglücklich gefühlt, als am Hochzeitstage ihrer Tochter. Am Abend dieses Tages fasste sie sich ein Herz und theilte ihrer Tochter mit, was ihr in der Brautnacht bevorstände. Die Jungfrau erschrak und machte ihrer Mutter bittere Vorwürfe; diese aber tröstete sie, indem sie ihr mittheilte, dass sie in dieser Nacht dem Königssohne eine andere Maid unterschieben wolle, damit vielleicht diese in einen Raben verwandelt werde. Und geschah es denn auch so. Aber der Königssohn merkte gar bald den Betrug, als er im Dunkeln wahrnahm, dass seine Bettgenossin keine Perlen lache. Er machte Lärm und forderte die ihm angetraute Jungfrau. Maria musste im Brautgemach erscheinen und berichtete ihm nun weinend von dem ihr bevorstehenden Schicksale, das ihr die Königin erst heute mitgetheilt habe. Der Königssohn liess sich dadurch nicht einschüchtern, sondern sagte: „Du bist mein angetrautes Weib, und wenn du leidest, so will ich auch mit leiden. Ich begnüge mich auch damit, wenn du allnächtlich auch nur eine Stunde lang in menschlicher Gestalt bei mir erscheinst."

So lebte denn Maria mit dem schönen Königssohne drei Jahre lang in glücklicher Ehe. Am Tage sass sie als Rabe in der Stube ihres Gemahls, in der Nacht aber erschien sie auf eine Stunde in ihrer menschlichen Gestalt. Das gab dann jedesmal ein freudiges Wiedersehen, als ob sich beide Gatten jahrelang nicht gesehen hätten. Da fiel dem Königssohne einmal ein guter Gedanke ein, den er auch am nächsten Tage gleich ausführte. Hoch oben im Gebirge lebte in einer Höhle ein alter, frommer Einsiedler, von dem man wusste, dass er gottbegnadet war und grosse Weisheit besass. Zu diesem frommen Manne

Digitized by Google

ritt der Königssohn und fragte ihn um Rath, den er auch erhielt und in der nächsten Nacht treu befolgte. Als Maria nämlich auf eine Stunde ihr Rabenhemd ablegte und ihre menschliche Gestalt erhielt, da nahm der Königssohn Weihwasser und goss es auf das Rabenhemd. Da verbreitete sich ein unerträglicher Gestank im Zimmer, aber mit ihm war auch das Rabenhemd verschwunden, und Maria behielt von nun an ihre menschliche Gestalt für immer. Da erst begann für beide Gatten das Leben voll Freude, Friede und Glückseligkeit, das bis zu ihrem seligen Ende dauerte.

XXVIII.

Der Verführer der Glücksfrau.

Vor vielen hundert Jahren lebte ein wunderschöner Jüngling, dem keine Maid recht war, nachdem er sich einbildete, dass, seiner Schönheit angemessen, nur das schönste Weib der Erde seine Gattin werden könne. Seine Kameraden lachten darüber, doch er ging still seiner Wege und achtete ihres Spottes nicht. Da hing er sich eines Tages die Reisetasche um, nahm Abschied von seinen Kameraden und zog in die Welt, um das schönste Weib der Erde zu suchen. Als zwanzigjähriger Jüngling zog er aus und kehrte als dreissigjähriger junger Mann heim, ohne dass er ein solches Weib gefunden hätte, das ihm hätte gefallen können. Seine Kameraden waren alle schon längst beweibt und hatten mehrere Kinder, nur er allein stand ohne Familie da. Den Jünglingen sich anzuschliessen, hielt er für nicht schicklich und zog sich somit von aller Welt zurück, einsam in seinem Hause lebend. Besuchte ihn einer seiner Kameraden und fragte er ihn, warum er doch nicht heirathe und sich in sein Schicksal ergebe, nachdem er ja ohnehin das schönste Weib der Erde ver-

Digitized by Google

geblich gesucht habe, da pflegte er stes zu sagen: „Lasst nur gut sein! Es kommt schon die Zeit, wo ich ein schönes Weib mir heimführe.“ Die Leute liessen ihn gar bald in Ruhe und besuchten ihn nicht mehr. Er selbst ging nur in der Nacht aus, und die Leute erzählten sich, dass er stundenlang am Ufer des Sees sitze und stets weisse Kleider anhabe. Weshalb er eigentlich die Nächte einsam am See zubringe, das wusste nur eine alte Frau, die im Rufe stand, eine Hexe zu sein und daher von Jedermann gemieden wurde. Diese Frau hatte einmal dem Jüngling gesagt, dass, wenn er das schönste Weib sehen wolle, so möge er um Mitternacht weissgekleidet[1] mit ihr an den See gehen. Der Jüngling that es, und da zeigte ihm die Alte die badende Glücksfrau. Seit der Zeit ward der Jüngling trübsinnig, verschloss sich vor der Welt und weilte allnächtlich am See, denn heisse Liebe zur Glücksfrau war in seinem Herzen entbrannt. Tag und Nacht dachte er darüber nach, auf welche Weise er die Glücksfrau fangen uud heimführen könne. Da er kein Mittel dazu fand, so ging er schliesslich zur alten Frau und bat sie um Rath. Diese sprach also zu ihm: „Junger Mann, ich weiss wohl ein Mittel, wodurch Ihr die Glücksfrau an Euch fesseln könnt, aber ich theile Euch mein Geheimniss nur für Geld, für schweres Geld mit. Wollt Ihr mir die Hälfte Eures Vermögens geben?“ — „Ihr wisst,“ versetzte vergnügt der Jüngling, „dass ich reich, sehr reich bin. Ich gebe Euch gerne die Hälfte meines Vermögens, wenn Ihr mir helfen wollt.“ Die alte Frau erwiderte darauf: „Gut, es gilt. Sammelt morgen in der Frühe vor Sonnenaufgang in einem Napfe so viel Tau, als Ihr nur könnt; wenn die Sonne am höchsten steht, sammelt Herbstfäden[2], mischt sie ins Tauwasser

[1] S. Anmerkung zum 27. Stück auf Seite 73.
[2] S. Anmerkung zum 26. Stück auf Seite 70/71.

Digitized by Google

und geht damit um Mitternacht an den See. Wenn die Glücksfrau ihren goldenen Schleier niedergelegt hat und in den See steigt, dann nehmt einen rothen Faden und legt ihn kreisförmig um den Schleier herum auf den Boden. Steigt nun die Glücksfrau aus dem See und will sie ihren Schleier sich umwerfen, dann tritt sie in den Kreis des rothen Fadens und kann sich von der Stelle nicht rühren. Geschieht dies, dann tretet an sie heran und besprengt sie mit dem Tauwasser und den Herbstfäden, nehmt den rothen Faden zur Hand und werft ihn ihr um den Hals. Von dieser Zeit an muss sie Euch als Gattin jede Nacht besuchen. Ihr könnt sie aber nur bei Mondlicht sehen, denn ich rathe Euch, während der Zeit, wo sie bei Euch weilt, kein Licht zu nehmen, denn dann seid Ihr verloren."

Der Jüngling machte sich mit einem Napfe voll Tau und Herbstfäden in der nächsten Nacht auf den Weg zum See, und es gelang ihm, die wunderschöne Glücksfrau sich zu erzwingen. Von nun an erschien die schöne Glücksfrau jede Nacht im Hause des Jünglings und weilte bei ihm einige Stunden lang. Den Leuten fiel es auf, dass der Jüngling, seit einiger Zeit frohgelaunt, auch am Tage sein Haus verlasse und den Menschen nicht mehr ausweiche, sondern vielmehr die Gesellschaften seiner Kameraden aufsuche. Da fragte ihn einmal einer seiner früheren Freunde: „Sag mir doch, Lieber, woher kommt das, dass du jetzt wieder so gutgelaunt bist, wie vor zehn Jahren du es gewesen bist?" Der Jüngling erwiderte: „Ich werde dir das heute Nacht sagen, wenn du mit noch zwei unserer Kameraden in weissen Kleidern in meine Wohnung kommen willst." Hierauf entfernte er sich; sein Freund und noch zwei Kameraden erschienen aber weissgekleidet in der Nacht in seiner Wohnung, wo er ihnen die Glücksfrau zeigte, die im Bette lag und seiner wartete. Erschreckt liefen die Kameraden davon und erzählten allen

Digitized by Google

Leuten, was sie gesehen hatten. Von nun an mied Jedermann den Jüngling, denn man konnte es sich leicht vorstellen, dass er nur durch Zaubermittel sich die Gunst der Glücksfrau erworben haben konnte.

Doch nicht lange sollte der Jüngling die erzwungene Gunst der Glücksfrau besitzen. Einmal kam er betrunken nach Hause und legte sich ins Bett neben die Glücksfrau. Da dachte er bei sich: Wie wäre es, wenn du die Kerze anzündest, um den wunderschönen Körper deiner Geliebten näher zu betrachten! Das muss eine Wonne sein! — Gedacht, gethan. Er zündete die Kerze an und wollte die schöne Glücksfrau betrachten; diese aber war bereits verschwunden. Er ging nun an den See, um die Geliebte zu suchen, aber da flogen sieben Riesenadler heran, die auf den Jüngling losstürzten, ihn mit den Krallen fassten und hoch durch die Luft ins Gebirge trugen, wo zwei riesengrosse Mohren ihn an eine Steinplatte mit schweren eisernen Ketten schmiedeten und eine giftige Schlange über ihm aufhängten, die jeden Tag einmal ihr Gift in sein Antlitz träufelte.[1] Nach vielen, vielen Jahren sahen ihn noch die Leute als uralten Greis an die Steinplatte geschmiedet stehen. Sein weisser Bart reichte bis zur Erde herab, und seine Nägel waren so lang, wie der höchste Tannenbaum im Walde. Er sprach kein Wort und rief nur hin und wieder: „Gott, erbarme dich meiner!“ Vielleicht hat sich bis jetzt der Vater im Himmel seiner erbarmt und ihn von den Leiden erlöst.

[1] Was die Schlange anbelangt, vgl. die isländische Sage von der Bestrafung Lokis (im Gylfaginning 50).

Digitized by Google

XXIX.

Der Tod des Sonnenhelden.

Vor vielen, vielen tausend Jahren lebte ein mächtiger König, den Gott mit einem schönen und klugen Sohne gesegnet hatte. Schon in seinem zehnten Lebensjahre war der Knabe klüger, als alle Räte des Königs zusammen, und als er zwanzig Jahre alt wurde, war er der grösste Held im ganzen Lande des Königs. Sein Vater hatte seine rechte Freude an ihm und liess ihm goldene Kleider machen, die wie die Sonne am Himmel strahlten und leuchteten. Seine Mutter schenkte ihm ein weisses Pferd, das nie schlief und so schnell flog, wie der Wind. Die Leute liebten ihn gar sehr und nannten ihn den Sonnenhelden, weil sie glaubten, dass es seinesgleichen unter der Sonne nicht gäbe. Da hatten seine Eltern einmal gleichzeitig einen sonderbaren Traum. Es träumte ihnen, eine rothgekleidete Jungfrau sei in ihrem Hause erschienen und habe zu ihnen also gesprochen: „Wenn Ihr wollt, dass Euer Sohn in der That der Sonnenheld werde, so lasst ihn in die Welt ziehen, damit er den Sonnenbaum aufsuche und sich von diesem Baume einen goldenen Apfel hole!“ Als sich der König und die Königin gegenseitig ihre Träume erzählten, da erstaunten sie gar sehr, dass sie in betreff ihres Sohnes ein und denselben Traum gehabt haben. Da sprach der alte König zu seiner Gemahlin also: „Nachdem wir Beide ein und denselben Traum gehabt haben, so ist es ein Fingerzeig Gottes, dass wir unseren Sohn in die Welt schicken sollen, damit er als der grösste Held der Welt heimkehre.“ Weinend willigte die Königin in das Vorhaben ihres Gatten ein, der seinem Sohne sofort auftrug, in die Welt zu ziehen und den Sonnenbaum aufzusuchen, von dem er einen goldenen Apfel zu holen habe. Der Sohn war hoch-

Digitized by Google

erfreut darüber und ritt noch an demselben Tage in die Welt hinaus.

Lange Zeit irrte er in der weiten Welt herum, und erst am neunundneunzigsten Tage fand er einen alten Mann, der ihm sagen konnte, wo sich der Sonnenbaum befinde. Er ritt also in der Richtung vorwärts, und nach abermals neunundneunzig Tagen gelangte er vor ein goldenes Schloss, das inmitten einer endlosen Wüste stand. Er pochte ans Thor, das sich lautlos öffnete. Nachdem er keinen Menschen antraf, ritt er vorwärts und gelangte auf eine grosse Wiese, wo der Sonnenbaum stand. Langsam ritt er vorwärts, und als er vor dem Baume sich befand, wollte er einen goldenen Apfel pflücken; aber der Baum wuchs auf einmal höher, so dass er keinen Apfel erreichen konnte. Da hörte er hinter sich lachen. Sich umwendend, sah er eine rothgekleidete Jungfrau[1] auf sich zuschreiten, die ihn also anredete: „Was denkst du, tapferer Erdensohn, dass man sich so leicht einen Apfel vom Sonnenbaume holen könne? Da muss man erst einen schweren Dienst verrichten, der darin besteht, dass man neun Tage und neun Nächte lang den Baum bewacht und beschützt vor zwei schwarzen Wölfen, die ihn beschädigen wollen.[2] Willst du den Dienst übernehmen?“ — „Ja,“ versetzte der Sonnenheld, „ich will den Sonnenbaum neun Tage und neun Nächte lang bewachen.“ Hierauf versetzte die Jungfrau: „Gelingt es dir aber nicht, so wird dich die Sonne tödten lassen. Also beginne deine Wache.“ Mit diesen Worten ging die rothgekleidete Maid in das goldene Schloss zurück. Kaum dass sie verschwunden war, so eilten schon die zwei schwarzen Wölfe heran, aber der Sonnenheld wehrte sie

[1] Aurora.

[2] Zwei Wölfe wollen nach der nordischen Edda Sonne und Mond verschlingen, was ihnen aber erst beim Weltuntergange gelingen wird.

Digitized by Google

mit seinem Schwerte ab, worauf sie sich zurückzogen, um nach einer Weile wieder zu erscheinen. Der Sonnenheld jagte sie wieder zurück, doch kaum setzte er sich nieder, um zu rasten, so waren die schwarzen Wölfe schon wieder da. So war bereits der siebente Tag vergangen, als das weisse Ross — was es früher nie gethan hatte — mit menschlicher Stimme also zum Sonnenhelden sprach: „Höre, was ich dir zu sagen habe. Mich hat die Glücksfrau deiner Mutter geschenkt, damit ich dir diene; darum will ich dir mittheilen, dass dich, wenn du einschläfst und die Wölfe den Baum beschädigen, die Sonne tödten wird. Damit dies nicht geschehe, hat die Glücksfrau alle Wesen der Welt in den Bann genommen, so dass die Sonne mit keinem derselben dir nach dem Leben trachten kann. Aber ein Wesen hat sie dabei doch vergessen, und das wird dir den Tod bringen, wenn du einschläfst und die schwarzen Wölfe den Sonnenbaum beschädigen. Also wache und wehre die Wölfe ab.“

Der Sonnenheld nahm alle seine Kraft zusammen, wehrte die schwarzen Wölfe ab und besiegte den Schlaf, aber in der achten Nacht verliess ihn die Kraft, und er schlief ein. Als er erwachte, sah er vor sich eine schwarze Frau[1] stehen, die also zu ihm sprach: „Du hast deinen Dienst gar schlecht erfüllt, denn die beiden schwarzen Wölfe haben den Sonnenbaum beschädigt. Ich bin die Mutter der Sonne und befehle dir, dass du von hinnen reitest und den Tod erleidest, denn du hast dich stolz den Sonnenhelden nennen lassen, ohne diesen Namen verdient zu haben!“ Der Jüngling bestieg traurig sein Ross und ritt heim. Die Leute drangen in ihn, seine Abenteuer zu erzählen, doch er schwieg beharrlich, und nur seiner Mutter theilte er mit, was ihm bevorstehe.

[1] „Wohl die Nacht ist unter der schwarzen Frau versteckt, nachdem das Märchen entschieden zum Sonnenmythos gehört“, schreibt Hanusch.

Digitized by Google

Da lachte die alte Königin und sprach also zu ihrem Sohne: „Sei ohne Sorgen, mein Kind. Du siehst, die Glücksfrau[1] hat dich beschützt, und die Sonne hat kein Wesen gefunden, das dir den Tod hätte bringen können! Sei lustig also und guter Dinge!“

Mit der Zeit vergass auch der Jüngling sein Abenteuer und heirathete eine schöne Königstochter, mit der er lange Zeit in glücklichster Ehe lebte. Da traf es sich einmal, dass er auf die Jagd ging und, von Durst geplagt, sich bis zum Wasser eines Baches niederneigte und, auf dem Bauche liegend, trank. Das brachte ihm den Tod; denn ein Krebs kam herangeschwommen und zwickte ihm die Zunge ab. Sterbend wurde er nach Hause getragen, wo eine schwarze Frau vor seinem Bette erschien und, als er gerade in den letzten Zügen lag, also zu ihm sprach: „Die Sonne hat doch ein Wesen gefunden, das, von der Glücksfrau nicht gebannt, dir den Tod gebracht hat! So wird es unter der Sonne Allen ergehen, die unrechtmässig sich einen Namen aneignen, der ihnen nicht gebührt.“[2]

XXX.

Der weise Mann.

Fern von hier, im Lande der Türken, lebte vor vielen Jahren ein frommer Mann, der sich von der Welt zurückzog und in einer Wüste einen frommen Lebenswandel

[1] S. Anmerkung zum 26. Stück auf Seite 70/71.

[2] Durch den Zug von der Bannung der Wesen, die dem Helden den Tod bringen könnten, nähert sich dies mythische Märchen der germanischen Baldursage und dem hebräischen Máase Talúi, d. h. „Geschichte des Gehängten“ oder dem Toledoth Jeschu, d. h. „der Geburt Jesu.“ Vgl. S. B. Bugge, Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen. Deutsch von O. Brenner (München, 1881).

Digitized by Google

führte. Seine Wohnung war ein Fass,[1] seine Kleidung verfertigte er sich aus Baumrinden, und seine Nahrung bestand aus Kräutern und Wurzeln. Auf sein Fass hatte er mit grossen Buchstaben die Worte geschrieben: „Wenn du weise bist, lebe so, wie ich!“ Jahrelang lebte er zurückgezogen, fromm und gottesfürchtig, von Niemandem besucht und von Niemandem gestört. Da traf es sich einmal, dass der türkische Kaiser mit seinen Leuten durch die Wüste ritt und von ferne das Fass des weisen Mannes bemerkte. Er ritt mit seinem Gefolge hin, und als er die Aufschrift des Fasses las, da lachte er hell auf und sprach also zum frommen Manne: „Lieber Freund, du bist ein rechter Narr! Wie kann man bei solchem Leben, wie das deine, weise werden? Ich lebe, wie kein Kaiser der Welt besser leben kann, und werde doch von meinen Leuten klug und weise genannt, obwohl ich nicht mitten in der Wüste in einem Fasse hause! Nun, wir wollen sehen, wie es mit deiner Weisheit bestellt ist! Wenn du mir auf drei Fragen die richtige Antwort geben kannst, so glaube ich an deine Weisheit; kannst du mir aber diese Fragen nicht beantworten, so lasse ich dich an den Schweif meines Rosses binden und schleife dich zu Tode. Höre also: Wie weit ist es bis zum Himmel?“ Ohne sich lange zu bedenken, antwortete der Weise: „Ihr Türken glaubt auch an unseren Heiland Jesus Christus und haltet ihn auch für einen Propheten! Nun also, Jesus sagte, als er am Kreuze hing, zum Verbrecher, der ebenfalls gekreuzigt wurde: „Heute noch wirst du mit mir im Himmel sein!“ Also ist der Himmel nur eine Tagereise weit!“[2] — „Du hast recht!“ sagte hierauf der türkische Kaiser, „denn Jesus war ein weiser Mann und hat nie gelogen! Nun

[1] Zum Eingang und Schluss dieses Märchens vgl. die Diogenessagen.

[2] Vgl. F. S. Krauss, Sagen und Märchen der Südslaven II, S. 252: Müller und Kaiser.

Digitized by Google

also höre die zweite Frage: Wie hoch schätzt du mich?“ Ohne Zögern und Bedenken antwortete der weise Mann: „Ich muss mich abermals auf unseren Herrn Jesus Christus berufen, den sein Jünger Judas den Juden um dreissig Silberlinge verschachert hat! Wenn Jesus nur so viel werth war, so bist du wohl nicht mehr als neunundzwanzig Silberlinge werth!“ [1] Da lachte der Sultan hell auf und sprach: „Bei Allah! Ich hätte doch nicht gedacht, dass ich so wenig werth bin! Doch deine Antwort ist richtig; nun also vernimm die dritte Frage: Welches ist die beste Religion? die türkische oder die christliche?“ [2] Hierauf versetzte der weise Mann: „Sag mir vorher, welches deiner beiden Augen dir lieber ist?“ Der türkische Kaiser antwortete: „Beide Augen sind mir gleich lieb!“ Da sprach der weise Mann: „Gottes Augen sind die beiden Religionen, und wie dir deine beiden Augen gleich lieb, sind auch Gott beide Religionen gleich lieb, und wenn sie ihm nun gleich lieb sind, so müssen sie auch gleich gut sein! Also ist keine der beiden besser, als die andere!“ Der Kaiser sprach nun, gerührt, zum weisen Manne: „Wahrlich, deine Weisheit ist gross und werth, von mir kaiserlich belohnt zu werden! Verlange von mir, was du willst, und ich will dir alles geben, was ich im stande bin, dir zu gewähren!“ Da sprach der Weise: „Ich verlange gar nichts, denn was ich brauche, das habe ich auch durch Gottes Güte! Aber einen Gefallen erweise mir und stelle dich beiseite, damit die Sonne in mein Fass scheine!“ Der Kaiser ritt beiseite und sprach mit Thränen in den Augen zu seinen Leuten: „Seht, das ist ein weiser Mann! Wahrlich, die grösste Weisheit gedeiht nur dort, wo die Entsagung der irdischen Freuden zu finden ist!“ Von nun an ritt der türkische

[1] Vgl. Bürger: „Der Abt von St. Gallen.“

[2] Vgl. die Fabel von den drei Ringen in Lessings „Nathan“.

Digitized by Google

Kaiser tagtäglich hinaus in die Wüste zum weisen Manne und holte sich Rath von ihm, und als er starb, da liess er ihn mit kaiserlicher Pracht begraben.

XXXI.

Der König und der Weise.[1]

Vor vielen Jahren lebte im Osten ein weiser Mann, dessen Ruf sich nicht nur im Lande, sondern über die halbe Welt verbreitet hatte. Auch der König des Landes hörte viel über diesen Mann und seine Weisheit reden und beschloss einmal, ihn in einer schwierigen Angelegenheit um Rath zu fragen. Dem weisen Manne wurde von en Höflingen die Nachricht hinterbracht, dass der König ihn besuchen wolle; er solle daher seine Hütte in Ordnung bringen.

Am bestimmten Tage erwartete ihn der weise Mann auf folgende Weise: Was er in seiner Hütte Mist zusammenkehren konnte, trug er auf die Schwelle zusammen; dann entkleidete er seinen Oberkörper, wickelte einen Lappen um einen Arm; dann setzte er sich auf die Thürschwelle, und zwar den einen Fuss auf den Mist setzend, den anderen in die ausgefegte Hütte hineinstreckend; ferner bedeckte er mit der einen Hand seinen Mund, mit der anderen aber einen Theil seines bekleideten Unterkörpers. In dieser Lage erwartete er seinen König.

Als nun der König ankam und den weisen Mann in dieser Lage fand, blieb er erstaunt stehen und betrachtete ihn lange; dann kehrte er, ohne ein Wort zu sprechen, um und ging in sein Schloss zurück. Da fragten ihn die Höflinge: „Allerhöchster Herr und König! Du wolltest ja

[1] Ein ähnliches Märchen mitgetheilt in der armenischen Zeitschrift „Arevelk“ 13. Febr. 1887, Nr. 932.

Digitized by Google

den weisen Mann um Rath fragen und bist jetzt, ohne ein Wort an ihn zu richten, weggegangen. Wie sollen wir uns das deuten?“ Hierauf versetzte der König: „O Freunde! wenn ich ein Jahr lang beim weisen Manne gewohnt hätte, so hätte ich doch nicht so viel gelernt, als was mich die heute gesehenen vier Dinge gelehrt haben. Der nackte Oberkörper des weisen Mannes zeigte mir an, dafs, wie lange immer der Mensch lebe, er doch beinahe nackt die Welt verlässt; der auf die Schwelle gehäufte Mist wies auf die irdischen Schätze und Ehren hin, die so schnell vergehen, als ein Besen den Mist verkehrt; die auf den bedeckten Körpertheil gelegte Hand bedeutet, dass der Mensch ein reines Leben führen soll; schliesslich weist die auf den Mund gelegte Hand darauf hin, dass wir unseren Mund bewahren sollen vor übler Nachrede und Verrath.“

XXXII.

Der heilige König.[1]

Vor vielen tausend Jahren lebte im fernen Morgenlande ein stolzer, mächtiger König, der sich einbildete, Gott an Grösse und Macht ebenbürtig zu sein. Da geschah es, dass seine Gattin ihm einen Sohn schenkte, der an Schönheit alle Kinder übertraf. Als der kleine Knabe zum ersten Male in seiner goldenen Wiege ruhte, flogen Bienen herbei und legten süssen Honig auf seine Lippen. Da fragte der König seine Räthe, was das zu

[1] Vgl. meinen Aufsatz: „Armenisches und Zigeunerisches zu ‚Barlaam und Josaphat‘“ (in der „Zeitschrift f. vergl. Litteraturgeschichte“, herausg. von Max Koch, II. Bd., S. 462 ff.) und meine „Volksdichtungen der siebenbürgischen und südungarischen Zigeuner“ (Wien, Gräser 1890) Seite 266.

Digitized by Google

bedeuten habe? Und diese meinten: Das Kind sei berufen, ein grosser, berühmter Mann zu werden. Der König freute sich darob gar sehr und gab nun seinen Unterthanen Feste über Feste. Doch einmal trat ein fremder Mann vor den König und sprach also zu ihm: „Freue dich, König, dass dir ein Sohn geboren ist, der ein grosser, berühmter Mann werden wird; glaube aber ja nicht, dass er dereinst deinen Thron einnehmen und dein Reich vergrössern wird. Er wird arm und einsam in einer Wüste sterben, denn ihm werden irdische Schätze keine Freude bereiten, wohl aber wird er die Kranken pflegen, die Armen und Verlassenen trösten und allen Menschen Gutes erweisen!“ Darob erschrak der König gar sehr und liess seinem Sohne aus Gold und Diamanten ein wundervolles Haus erbauen und umgab ihn mit aller denkbaren Pracht, damit er sich frühzeitig daran gewöhne und freiwillig nie diesem Wohlleben entsage. Der junge Königssohn hiess Gimartan und hatte einen gleichaltrigen Genossen, den man Tschandakan nannte. Beide wuchsen zusammen im prachtvollen Hause auf und wurden unzertrennliche Freunde.

Die Zeit verging, und Gimartan, der Königssohn, wurde ein schöner Jüngling. Da traf es sich einmal, dass er mit seinem Freunde Tschandakan auf die Jagd ging und sich in einem grossen Walde verirrte. Den ganzen Tag über suchten sie nach einem Auswege, fanden aber keinen. Gegen Abend hörten sie endlich irgendwo in der Ferne ein Jammern und Stöhnen. Sie gingen in der Richtung vorwärts und fanden in einem Graben einen kranken Mann, der nicht mehr gehen konnte. Erstaunt blieb der Königssohn vor dem Kranken stehen und fragte endlich seinen Freund: „Was ist das für ein Mann?“ Tschandakan entgegnete: „Er ist krank.“ — „Warum ist er krank? Müssen wir Alle krank werden?“ fragte darauf der Königssohn. Tschandakan erwiderte: Ja, wir Alle können krank werden. Die Krankheiten schickt uns Gott,

Digitized by Google

damit wir uns bessern und dadurch nach dem Leben ins Himmelreich einkehren können!“ Darauf sprach der Prinz kein Wort mehr, sondern lud den kranken Mann auf seine Schultern und schritt dann mit seinem Freunde vorwärts. Endlich fanden sie den Ausweg aus dem Walde, und der Königssohn trug den kranken Mann in seine prachtvolle Wohnung, wo er ihn pflegte, bis er wieder gesund wurde. Von der Zeit an wurde der schöne Königssohn gar wortkarg und besuchte von nun an am liebsten die kranken Leute, die er pflegte und tröstete. Da traf es sich einmal, dass er mit seinem Freunde wieder bei einem kranken Manne verweilte, der gerade während dieses Besuches starb. Gimartan sah die letzten Leiden des armen Mannes, und als dieser verschied, fragte er seinen Freund Tschandakan: „Was ist diesem Manne geschehen? Warum liegt er regungslos und kalt da?“ Sein Freund antwortete: „Er ist gestorben, und wir Alle müssen einmal sterben!“ Der Königssohn sprach darauf kein Wort, sondern kehrte heim und wurde von nun an noch wortkarger. Nach einiger Zeit traf es sich wieder, dass die beiden Freunde auf die Jagd gingen. Sie ritten hinauf ins Gebirge, und nachdem sie viele Thiere erlegt hatten, kehrten sie um und wollten heimreiten. Da bemerkten sie in einem Graben den Leichnam eines alten Mannes, der schon, halb verwest, unbeerdigt dalag. Gimartan hielt sein Ross an und fragte seinen Freund also: „Was ist das? Ist das auch ein Mensch?“ Tschandakan entgegnete: „Das ist der Leichnam eines Mannes, der einmal auch so war, wie wir; und wir werden einmal auch ihm gleich werden!“ Der Königssohn sprach darauf kein Wort, sondern ritt heim und wurde von nun an noch wortkarger. Er nahm einen frommen Mann zu sich in sein prachtvolles Haus, der ihn nun in allen göttlichen Dingen unterrichtete. Von nun an lebte Gimartan, von der Welt zurückgezogen, seine Tage, besonders da ohne sein Wissen sein Vater den

Digitized by Google

Lehrer hatte heimlich umbringen lassen. Er fürchtete sich, dass er seinen Sohn Gimartan verderbe, besonders da er auf dessen Umwandlung von Tschandakan aufmerksam gemacht worden war. —

Ein Jahr verging nach dem anderen, und der alte König schloss eines Tages seine Augen für immer. Nun sollte sein Sohn Gimartan König werden; doch als ihm die Räthe die Krone aufsetzen wollten, sprach er also: „Gebt die Krone einem anderen Manne, der an irdischen Dingen Freude hat! Ich habe längst schon eingesehen, dass alles Schöne und Prachtvolle hier auf Erden zu Grunde gehen muss und nur die Liebe zu Gott allein besteht. Ich will Gott allein dienen, darum lasst mich ziehen und gebt die Krone meinem Freunde Tschandakan.“ Darauf entgegnete Tschandakan: „O König, wie kannst du auf eine Krone verzichten? Auch als König kann man Gott dienen!“ Doch Gimartan blieb bei seinem Entschlusse und entfernte sich heimlich aus seiner Wohnung, nachdem die Räthe in seine Entsagung nicht einwilligen wollten. Doch Tschandakan bemerkte seine Flucht und eilte ihm nach. Er holte ihn auch ein, doch konnte er ihn zur Rückkehr nicht bewegen. So ging denn Tschandakan zurück in die Königsstadt und setzte sich die Königskrone auf. Er wurde also König, während Gimartan draussen in der Wüste einsam und allein Gott diente und sich von Wurzeln und Kräutern nährte. Welcher von beiden Freunden war wohl der Glücklichere? Tschandakan musste nach seinem Tode wohl noch im Fegefeuer verweilen, während Gimartan als heiliger Mann nach seinem Tode gleich in den Himmel einzog.

XXXIII.

Die Menschenfresserin.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten lange Zeit keine Kinder, und das betrübte sie sehr. Da beschloss die Königin ohne Wissen ihres Mannes, des Königs, zu einer Zauberin zu gehen und diese um Rath zu fragen. Sie füllte also ihre Tasche mit Dukaten und ging heimlich zur Zauberin, der sie ihr Anliegen vorbrachte. Als sie geendet, sprach die Zauberin also: „Ja, ich will es bewirken, dass Ihr Kinder gebärt, aber nur einmal im Leben, und auch dann sollt Ihr Zwillinge zur Welt bringen. Doch was wollt Ihr mir dafür geben?“ Da leerte die Königin aus ihrer Tasche die vielen Dukaten auf den Tisch und sprach: „Da habt Ihr den Lohn.“ Die Zauberin aber lächelte und sprach: „Nein, mein Mittel ist für Geld nicht feil. Hört mich an, Frau Königin! Ihr werdet zu gleicher Zeit einem Knaben und einem Mädchen das Leben schenken. Beide werden wachsen und gedeihen und ein hohes Alter erreichen. Den Knaben brauche ich nicht, aber dem Mädchen muss ich einen Theil meines Geistes einhauchen, indem ich es gleich nach der Geburt küsse. Wenn Ihr die Geburtswehen nahen fühlt, so lasst mich gleich rufen, damit ich dem Mädchen den Kuss geben kann. Thut Ihr es nicht und gebärt, ohne mich zu rufen, so werden beide Kinder sich gleich nach der Geburt in Kröten verwandeln. Also willigt Ihr ein in mein Begehren?“ Die Königin versprach, die Zauberin zu ihrer Geburt zu rufen, worauf diese ihr den Leib mit einer Salbe einrieb. Wie neugeboren kehrte die Königin heim, und so oft ihr Gemahl ihre Kinderlosigkeit beklagte, lächelte sie schelmisch und sprach: „Gedulde dich ein Weilchen! Nur nicht, dass der Kindersegen doppelt kommt!“

Digitized by Google

Nach neun Monaten fühlte die Königin die Geburtswehen nahen und liess die Zauberin sofort zu sich rufen. Als die böse Frau kam, fand die Geburt gleich statt, und sie gab dem Mädchen einen Kuss, worauf sie verschwand. Gross war die Freude der Eltern über diesen Kindersegen, besonders da die Kinder sich rasch entwickelten. In ihrem zwanzigsten Jahre galten Beide für sehr schön; das Mädchen war zu einer holden Jungfrau emporgewachsen, während ihr Bruder neben körperlicher Schönheit sich auch noch einer riesigen Stärke rühmen durfte. Da kamen einmal mehrere Leute zum Könige und klagten ihm, dass seit einiger Zeit jede Nacht ein in Bärenfell gekleideter Mensch mit grossen eisernen Zähnen das Königsschloss verlasse, in die Häuser einbreche und jedesmal einen Menschen auffresse. Niemand wage, diesem Wesen entgegenzutreten, denn Jedermann fürchte sich vor den grossen eisernen Zähnen. Da lachte der König und sprach: „Geht nur heim; ich werde heute nacht meinen Sohn aussenden, damit er das Wesen mit den grossen eisernen Zähnen bekämpfe.“

Als es Abend geworden war, erzählte der König seinem Sohne die Geschichte und forderte ihn auf, diesem Wesen nachzuschleichen und, wenn ein solches es überhaupt gäbe, dasselbe zu tödten. Der Königssohn wollte auch die Mär nicht glauben; trotzdem gürtete er sich mit seinem Schwerte und ging hinaus vor das Königsschloss, wo er sich auf die Lauer stellte. Da kam gegen Mitternacht aus dem Königsschlosse ein in Bärenfell gehülltes Wesen hervor, das langsam einem Hause zuschritt, das Thor desselben mit riesiger Stärke sprengte und im Innern des Hauses verschwand. Der Königssohn lief dem Wesen schnell nach und gelangte im Hause gerade dann an, als dieses Wesen sich daran machte, einen Menschen zu fressen. Rasch entschlossen, sprang der Königssohn hinzu, und indem er mit seinem Schwerte dem Wesen einen

Digitized by Google

Hieb auf den Kopf versetzte, fasste er den noch lebenden Menschen, schleuderte ihn weit weg und rüstete sich zum Kampfe mit dem greulichen Wesen, das aber schnell die Flucht ergriff und verschwand. Hierauf kehrte auch der Königssohn heim und legte sich nieder.

Am nächsten Morgen ging er gleich zu seiner Schwester, die er überaus gerne hatte und erzählte ihr sein Abenteuer mit dem greulichen Wesen. Da bemerkte er zu seinem grössten Erstaunen eine blutige Narbe auf der Stirne seiner schönen Schwester. Er fragte sie nun, woher diese Wunde herrühre, worauf die Jungfrau ihm verwirrt erklärte, sie sei gestern gefallen und hätte sich an einem Tischfusse verwundet. Der Königssohn merkte gar wohl, dass diese Wunde von einem scharfen Schwerte herrühre, er sprach aber kein Wort und wollte sich entfernen, als seine Schwester zu ihm hintrat und also sprach: „Bruder, du weisst, wie sehr ich dich liebe, deshalb thue mir den Gefallen und schleiche diesem greulichen Wesen nicht mehr nach. Es könnte dich auffressen, und ich würde dann vor Leid sterben.“ — „Ich muss,“ erwiderte kurz der Königssohn. Da begann die schöne Jungfrau zu weinen und bat ihn nochmals, ihr diesen Gefallen zu thun. „Wenn sich auch dies Wesen,“ sagte sie, „von dir und nur von dir tödten lässt, dann würdest du dein Leben lang weinen müssen!“ Hierauf lief sie davon. Nun wusste der Königssohn, wer das greuliche menschenfressende Wesen sei; es war seine eigene Schwester. Doch wollte er sich erst fest davon überzeugen, bevor er seinen Eltern es mittheilen konnte. Deshalb schlich er abends in das Zimmer seiner Schwester und versteckte sich unter ihrem Bett. Da sah er denn, wie um Mitternacht die alte Zauberin in die Stube trat, seine Schwester mit einem Zauberwasser begoss und, ihr eiserne Zähne einsetzend, sie in ein riesiges Bärenfell einnähte. Hierauf verschwand die Zauberin durch das Fenster, und das

Digitized by Google

greuliche Wesen wollte sich durch die Thür entfernen, aber der Königssohn sprang aus seinem Verstecke hervor, zog sein Schwert und verstellte den Weg, indem er rief: „Du bleibst hier! Du bist meine Schwester, und ich lasse dich nicht fort!“ Da fletschte das greuliche Wesen mit seinen ehernen Zähnen so laut, dass die Fensterscheiben klirrten und stürzte sich wüthend auf den Königssohn. Sie rangen lange miteinander, bis er endlich das menschenfressende Wesen erschlug. Dann ging er zu seinen Eltern und erzählte ihnen seine That. Sie gingen ins Zimmer der Königstochter und fanden dort das schreckliche Wesen am Boden liegend. Der Königssohn riss ihm die ehernen Zähne aus und schlitzte mit seinem Schwerte das Bärenfell auf, und da lag nun seine todte Schwester. Was nun geschah, das könnt ihr euch denken. Alle weinten und waren untröstlich, am meisten der Königssohn, der am nächsten Tage einen gläsernen Sarg machen liess, in welchen er seine geliebte Schwester bettete. Dann liess er den gläsernen Sarg in eine einsame Kapelle tragen und wohnte von nun auch dort. Tag und Nacht sass er am Sarge und betrachtete seine todte Schwester. Da kam einmal ein alter Mönch in die Kapelle und wollte sein Gebet verrichten. Als er den gläsernen Sarg mit der todten Königstochter darin erblickte, liess er sich vom Königssohne die ganze Geschichte erzählen. Als der Jüngling seine Erzählung beendigt hatte, schritt der alte Mönch zum Altare hin, wo er lange betete; dann kehrte er zum Jünglinge zurück und sprach also zu ihm: „Eine Stunde nach Mitternacht ist die Zauberin stets zu Hause und schläft; dann gehe vor ihre Hütte und lasse vor der Thür ein zwei Klafter tiefes Loch graben und dasselbe mit Wasser anfüllen. Ich werde dann auch erscheinen und das Wasser weihen und dir das Uebrige mittheilen.“ Hierauf verschwand der alte Mönch.

Der Königssohn vollbrachte alles genau so, wie es

Digitized by Google

ihm der Mönch aufgetragen hatte. Als das Loch mit Wasser angefüllt war, erschien der heilige Mann und weihte das Wasser. Dann sprach er zum Königssohne also: „Jetzt klopfe an die Thür und rufe das böse Weib heraus. Wenn sie herauskommt, dann fällt sie in die Grube, und das geweihte Wasser benimmt alle ihre Macht und Kraft, so dass sie uns nichts anhaben kann. Wenn sie im Wasser steckt, frage sie, durch welches Mittel deine Schwester wieder lebendig gemacht werden kann, und versprich ihr, dass du sie dann aus dem Wasser herausziehst, wenn sie dir das Mittel ansagt.“ Der Königssohn befolgte den Rath des heiligen Mannes und, an die Hausthür klopfend, rief er die Zauberin beim Namen. Brummend kam die Alte heraus und fragte nach seinem Begehr. Der Königssohn rief: „Kommt her! Ich will Euch um einen Rath fragen!“ Die Zauberin that im Dunkeln einen Schritt nach vorwärts, und plumps! sie stak in der mit Weihwasser gefüllten Grube und hatte alle Kraft verloren. Flehend bat sie den Jüngling, er möge sie herausziehen; doch dieser wollte davon nichts wissen, sondern fragte sie nach dem Mittel, wodurch seine todte Schwester wieder lebendig werden könne. Anfangs sträubte sich die Zauberin, das Mittel anzugeben, doch als ihr der Königssohn versprach, sie dann aus der Grube herauszuziehen, sagte sie, ihm ihren Fingerring überreichend: „Stecke diesen Ring an den linken Goldfinger deiner Schwester, und sie wird wieder lebendig, ja, sie wird noch schöner werden, als sie vordem gewesen. Jetzt aber ziehe mich heraus!“ Der Königssohn antwortete nichts, sondern spaltete mit seinem Schwerte den Kopf der Zauberin, so dass sie todt zusammenbrach. Nun eilte er in die Kapelle, öffnete den gläsernen Sarg und steckte den Ring an den linken Goldfinger seiner Schwester, die sich gleich darauf, wie aus einem tiefen Schlafe, erhob. Das war nun ein freudiges Wiedersehen, als die Geschwister zu ihren Eltern kamen. Der König

Digitized by Google

veranstaltete ein grosses Freudenfest; ich war auch zugegen und hörte dort diese Geschichte.

XXXIV.

Bruder und Schwester.

Es war einmal ein Geschwisterpaar, ein Bruder und eine Schwester, die vertrugen sich gar gut miteinander. Sie waren Waisenkinder und ernährten sich redlich, indem der Bruder arbeitete und die Schwester das Hauswesen verwaltete. So lebten sie miteinander viele Jahre lang in Zufriedenheit. Da geschah es an einem Charfreitage,[1] dass die Geschwister vor der Hausthür sassen und dem Fluge einiger Tauben zusahen. Der Bruder sprach: „Schwester, möchtest du eine Taube sein?“ — „O ja!“ versetzte die Maid, „wie schön muss es doch sein, so hoch in der Luft über Feld und Wald, Dorf und Stadt fliegen zu können!“ Da rief, geärgert, der Bruder: „So werde eine Taube!“ Sogleich verwandelte sich die Schwester in eine Taube und flog fort. Da weinte und jammerte der Bruder Tag und Nacht; er liess Messen lesen und flehte zu Gott um Verzeihung; aber alles vergeblich. Seine Schwester kehrte nicht zurück. Da beschloss er, in die Welt zu ziehen und seine Schwester zu suchen. Er machte sich also auf den Weg, und am siebenten Tage seiner Wanderschaft traf er ein Häuschen, vor dessen Thür eine uralte Frau sass. Er fragte sie: „Weisst du nicht, wo eine weisse Taube mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe wohnt?“ — „Nein, ich weiss es nicht,“ versetzte

[1] Am Charfreitage darf nach armenischem Volksglauben keine Verwünschung ausgesprochen werden, denn sie geht in Erfüllung, und der Betreffende, der die Verwünschung gethan, hat kein Glück mehr im Leben.

Digitized by Google

die Alte, „aber warte bis Abend, dann kommt mein Sohn, der Wind, nach Hause; vielleicht kann er dir Auskunft geben!“ Die Alte gab dem Jünglinge Speisen und Getränke, damit er sich labe. Gegen Abend kam der Wind nach Hause, konnte aber keine Auskunft über den Aufenthalt der Taube geben. Der Jüngling zog am nächsten Morgen weiter und kam nach abermals sieben Tagen zu einem Häuschen. Er klopfte an, und eine alte Frau, die ihm die Thür öffnete, fragte ihn: „Was willst du?“ Der Jüngling versetzte: „Weisst du nicht, wo eine weisse Taube mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe wohnt?“ — „Nein, das weiss ich nicht,“ versetzte die alte Frau, „aber komm herein und frage meinen Sohn, den Regenkönig, vielleicht weiss der es.“ Der Jüngling trat in die Hütte ein und sah dort einen Greis sitzen, dessen Bart und Haare bis auf die Erde herabreichten. Er bat ihn um Auskunft, worauf der Regenkönig antwortete: „Ich weiss den Aufenthalt der Taube nicht, denn ich gehe gar selten in die Welt hinaus.“ Der Jüngling zog weiter und gelangte nach abermals sieben Tagen vor ein goldenes Schloss. Staunend betrachtete er den prachtvollen Bau, als sich das Thor öffnete und der Sonnenkönig erschien. „Was suchst du hier, mein Sohn?“ fragte er freundlich den Jüngling. Dieser bat ihn um Auskunft über den Aufenthalt der Taube. „Ja, ich weiss, wo die Taube mit der Krone auf dem Kopfe wohnt. Sie befindet sich im Schlosse des Schattenkönigs. Du musst immer gegen Norden gehen,[1] dann wirst du am siebenten Tage das schwarze Schloss erreichen. Es liegt an einem Flusse, über den eine Brücke, aus Menschenköpfen erbaut, geschlagen ist. Willst du über diese Brücke gehen, so musst du dir die Knöchelchen einer Wachtel[2] verschaffen und

[1] S. Anmerkung 1 zum 45. Stück auf Seite 130.

[2] Die Wachtel gilt bei den Armeniern der Bukowina für ein Unheilvogel, und sie glauben, dass der Genuss von Wachtelfleisch zu

Digitized by Google

diese vor dich hinstreuend und mit deinem Blute befeuchtend, kannst du das jenseitige Ufer, wo das Schloss steht, erreichen.“ Der Jüngling dankte dem freundlichen Sonnenkönige für den ertheilten Rath und zog von dannen.

Immer gegen Norden seinen Weg verfolgend, erreichte er am siebenten Tage das schwarze Schloss des Schattenkönigs. Auf seinem Wege hatte er eine Wachtel gefangen, und über die Brücke schreitend, warf er die Knöchelchen der Wachtel vor sich hin, nachdem er sie vorher mit seinem Blute befeuchtete, das seinem kleinen Finger, in den er sich geschnitten hatte, entströmte. Er kam an das schwarze Schloss und trat ein. Im ersten Zimmer fand er ein schlafendes Mädchen, aber es war nicht seine Schwester; er durchschritt noch zwanzig Zimmer, und in einem jeden fand er eine schlafende Maid, aber keine war seine Schwester. Erst im einundzwanzigsten Zimmer fand er seine Schwester. Er beugte sich über die Maid und küsste sie. Da wachte die Schwester auf und klagte: „O hättest du mich nicht geküsst, sondern vielmehr geschlagen; das hätte mich erlöst!“ Darauf verwandelte sie sich in eine weisse Taube mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe und flog zum offenen Fenster hinaus.

Voll Leid und Gram im Herzen, entfernte sich der Jüngling aus dem Zimmer. Da dachte er bei sich: Ich will wenigstens die anderen Jungfrauen erlösen! Er ging von Zimmer zu Zimmer und schlug eine jede Jungfrau; da erwachten alle, und als sie aus dem Schlosse sich entfernten, bedankten sich alle Jungfrauen beim Jünglinge

---

schweren Krankheiten führe. Ein uralter Glaube, den selbst spätere Aerzte, wie Galenus (vgl. Bochart Hierozoicon ed. Clodius. Francof. 1675, II. p. 99) vertreten. Eudoxus erzählt beim Athenäus (9. Buch, S. 392), Herkules sei vom Typhon niedergeworfen, nur durch den Geruch einer Wachtel wieder ins Leben gerufen worden. Vgl. Cassel, P., Die Symbolik des Blutes (Berlin 1882) S. 5 ff.

Digitized by Google

für ihre Erlösung und zogen heimwärts. Nur eine, und zwar die schönste, Jungfrau blieb zurück und sprach also zum Jünglinge: „Ich will dir meinen Dank nicht nur mit Worten, sondern auch durch die That kund geben. Ich bin eine Königstochter, und mein Bruder hat mich auch geküsst, als er mich erlösen wollte. Ich musste dann als Taube zur Mutter des Schattenkönigs, zur Dunkelheit fliegen und dort drei Jahre zubringen, bevor mich der Schattenkönig in sein schwarzes Schloss zurückholte. Ich will dich nun zur Wohnung der Dunkelheit führen, damit wir deine Schwester erlösen."

Königstochter und Jüngling wanderten nun zusammen gegen Norden und erreichten am siebenten Tage einen grossen schwarzen Felsen, in dem sich eine grosse Höhle befand. Da sprach die Königstochter: „Hier in dieser Höhle wohnt die Dunkelheit, die Mutter des Schattenkönigs. Da ist es so dunkel, dass kein Mensch einen Schritt vorwärts gehen kann. Trittst du in die Höhle ein, so speie fortwährend aus, dann wird dein Weg beleuchtet sein. Doch bevor du in die Höhle gehst, ritze meinen Arm auf und wasche dich mit meinem Blute;[1] dann sieht dich die Mutter des Schattenkönigs nicht und kann dich nicht fressen. Mitten in der Höhle steht ein Baum, auf welchem die weisse Taube, deine Schwester, sitzt. Nimm sie herab und presse sie an dein blutiges Gesicht, damit sie von der Dunkelheit auch nicht gesehen wird."

Alles geschah so, wie es die schöne Königstochter angeordnet hatte. Als der Jüngling mit der weissen Taube aus der Höhle trat, riss die Königstochter derselben die Krone vom Kopfe. Da krachte und donnerte es, und vor ihnen stand eine Maid, die Schwester des Jünglings. Sie

[1] Ueber das Blut von Jungfrauen und Kindern als Reinigungsmittel, s. Cassel a. a. O. 138 ff.

372605

Digitized by Google

zogen nun zum Vater der Königsmaid, die bald die Gattin des Jünglings wurde; auch die Schwester heirathete einen grossen Herrn, und so lebten sie Alle glücklich bis an ihr Lebensende.

XXXV.

Die Blutfrau.

Im fernen Morgenlande lebte einmal ein gewaltiger König, der seine Leute in der ganzen Welt herumschickte, um das schönste Weib der Erde zu suchen, das er zu seiner Gattin erheben wollte. Viele tausend schöne Weiber aus allen Ländern der Welt brachte man an den Hof des Königs, damit er sich von ihnen eine zur Gattin wähle, aber an jeder hatte er etwas auszusetzen. Da hatte er einmal einen sonderbaren Traum, den er am nächsten Tage auch zu verwirklichen anfing. Er liess nämlich in seinem Lande kund machen, dass an einem bestimmten Tage alle seine Menschen an seinem Hofe zu erscheinen haben. Inzwischen liess er ein solches Gefäss verfertigen, in welchem ein Mensch Platz haben konnte und liess dieses Gefäss in die Erde eingraben. Als nun seine Menschen herbeikamen, hiess er einem Jeden, aus dem linken Daumen einen Tropfen Blut in das Gefäss fallen zu lassen. Die Leute thaten es, und das Gefäss wurde bis zum Rande mit Blut gefüllt. Dann gebot der König seinen Dienern, über das Gefäss einen Erdhügel zu errichten.

Die Leute hatten die ganze Sache schon vergessen, als nach drei Jahren der König den Erdhügel wegzuschaufeln befahl. Als dies geschehen, entstieg dem Gefäss ein so wunderschönes Weib, wie solches die Sonne noch nie beschienen hat. Der König fiel entzückt vor dieser Jungfrau auf die Knie und bat sie inständig, sie möge seine Gattin werden. Die Jungfrau nickte stumm

Digitized by Google

mit dem Haupte. Da wurde sie mit grossem Pompe in das Königsschloss geführt und die Hochzeit mit grosser Feierlichkeit abgehalten. Die Zeit verging, und die Leute nannten die Königin einfach die „Blutfrau“; aber nie hörte sie Jemand einen Laut von sich geben. Sie war stumm. Der König war darüber untröstlich und liess die berühmtesten Aerzte der Welt bringen, damit sie seine Gattin von ihrem Fehler befreien sollten. Aber Keiner war es im stande.

Da gab einmal der König ein grosses Fest auf einer weiten Wiese und lud dazu alle seine Menschen ein. Vergnügt sass er neben seiner schönen Gemahlin auf dem Throne. Da hörten die Leute auf einmal einen Angstschrei und sahen, wie die Blutfrau den König würgte. Als sie zu Hülfe eilten, hörten sie die Blutfrau rufen: „Das Blut rächt sich!“ Das war ihr erster und letzter Ton, den sie im Leben von sich gegeben hatte; denn als die Leute beim Throne anlangten, fanden sie statt der Blutfrau nur eine grosse Blutlache. Sie war wieder zu Blut geworden, aus dem sie eben entstanden; der König aber lag todt am Boden.

XXXVI.

Gott lässt die Unschuldigen nicht untergehn.[1]

Vor vielen Jahren lebte ein armes, unschuldiges Mädchen, das durch seine übergrosse Schönheit die Augen vieler lüsterner Männer auf sich zog. Da lebte in der

[1] Aehnlich eine altfranzösische Sage bei Legrand 3, 407, die jedoch einen Spott gegen den Blutaberglauben enthält. Ein Pfaffe wird von einem Bocke so sehr gestossen, dass er stirbt. Die

Digitized by Google

Umgebung auch ein Herzog, ein Wüstling, der sein ganzes Leben in Schwelgereien zugebracht hatte. Dieser Herzog hatte so recht ein Auge auf die arme Maid geworfen, die am Dorfende in einer Hütte einsam und allein lebte und sich redlich von ihrer Hände Arbeit ernährte. Ihr einziger Gefährte, der sie überallhin getreulich begleitete, war ein überaus grosser Hund, der ein Schrecken für alle Leute war, die sich der Maid mit bösen Absichten näherten. Da geschah es einmal, dass die Maid hinaus auf eine Wiese ging, um Erdbeeren zu sammeln. Der Herzog hatte dies erfahren und machte sich sofort auf den Weg, um der Maid seine bösen Absichten auf einsamem Felde ungestört mitzutheilen. Er schlich durch die Flur und überraschte die Erdbeeren sammelnde Maid, indem er sie unverhofft umarmte. Fest umschlang sein starker Arm den schlanken Leib der Maid, die sich aus Leibeskräften wehrte, während der Herzog ihr süsse Liebesworte zuflüsterte. Als dies der grosse Hund bemerkte, sprang er auf den Herzog los, packte ihn an der Kehle und riss ihm dieselbe heraus. Röchelnd fiel der Herzog auf die Erde nieder und verschied. Voll Angst und Schrecken lief die arme Maid nach Hause.

Zu derselben Zeit arbeiteten viele Leute auf dem Felde und sahen, wie die schöne Maid mit ihrem grossen Hunde eilig dem Dorfe zulief. Als sie gleich darauf den todten Herzog fanden, erklärten sie die Maid für seine Mörderin und zeigten sie dem Gerichte an. Durch ihre Schönheit hatte sie sich viele Neider zugezogen, die jetzt alle gegen sie zeugten. Sie gestand nichts, und als man sie die Wunden des todten Herzogs berühren liess, so bluteten dieselben nicht. Trotzdem glaubte man an ihre

Schäferin, die es wusste, verheimlichte es. Man forscht vergeblich nach dem Mörder. Als die Herde bei dem Todten vorbeikommt und der Bock sich nähert, fangen die Wunden au zu bluten; da gesteht die Schäferin.

Digitized by Google

Unschuld nicht und liess vor die Bahre des Todten Blut aus ihrem Arme rinnen, damit der Todte — wenn sie die Mörderin — den rechten Arm bewege.[1] Trotzdem beschloss man, die Maid zu tödten. Da geschah es, dass der grosse Hund ins Zimmer hereinsprang. Kaum näherte er sich der Bahre, so fingen gleich die Wunden des todten Herzogs an zu bluten. Die Leute wunderten sich darob gar sehr und drangen in die Maid, den Vorfall zu erklären. Da gestand weinend die arme Maid, dass der Herzog, sie verfolgend, vom Hunde getödtet worden sei. Die Maid wurde nun freigesprochen und reichlich beschenkt. Gott lässt die Unschuldigen nicht untergehn.

XXXVII.

Schwesterliebe.[2]

Vor vielen, vielen Jahren lebte einmal ein sehr starker Jüngling, der eine wunderschöne Schwester hatte. Die beiden Geschwister hatten frühzeitig ihre Eltern verloren und waren auf sich selbst angewiesen. Der Jüngling arbeitete tagtäglich draussen im Walde und fällte für andere Leute Bäume, wofür er sich gerade so viel Geld

[1] Schön ist dieser uralte Aberglaube im Homer ausgeführt. Als nämlich Odysseus in die Unterwelt kam, schlachtete er Thiere und goss ihr Blut auf die Erde, um das sich dann die Schatten sammelten. Sobald Einer von diesem Blute trank, erlangte er Erkenntnissvermögen und Sprache (s. Odys. 5,21 ff.).

[2] Den Hauptzug, wenn auch in anderer Form, enthält auch die englische Sage über die „Godiva"; s. Liebrecht, Zur Volkskunde (Heilbronn 1879), S. 103, und die Volkslieder bei Mittler Nr. 311, 312, wo eine Schwester ihren Bruder vom Tode dadurch rettet, dass sie dreimal nackt um den Galgen läuft; jedoch fehlt der uralte Zug mit den Ameisen, wodurch eben das armenische Stück die älteste Fassung dieser ganzen Sagenreihe ist.

Digitized by Google

verdiente, um mit seiner Schwester keine Noth zu leiden. Die schöne Jungfrau hatte schon viele Freier gehabt, die sie zur Frau begehrten, aber sie wies Jeden höflich ab, indem sie sagte: „So lange mein Bruder ledig ist, heirathe ich nicht; denn wer sollte dem Armen das Hauswesen führen, während er sich draussen im Walde den ganzen Tag über schwer plagt und quält, um nur das tägliche Brot für uns zu erwerben!“ So blieb sie denn unverheirathet, und bald wagte es kein Bursche mehr, sie mit Anträgen zu belästigen, sondern Jedermann ehrte und schätzte sie auch wegen ihrer anhänglichen Liebe zu ihrem Bruder.

Jeden Mittag trug die schöne Jungfrau das Essen ihrem Bruder hinaus in den Wald und begegnete bei solcher Gelegenheit gar oft einem jungen Grafen, der sie anfangs höflich grüsste, später sie anredete und schliesslich zudringlich wurde. Die Maid wich ihm, wo sie nur konnte, aus dem Wege und erzählte schliesslich ihrem Bruder die Sache. Da rief zornig der starke Jüngling: „Lass nur gut sein; ich werde dem jungen Herrn schon Anstand lehren!“

Am nächsten Tage brachte die schöne Jungfrau wieder das Essen für ihren Bruder in den Wald und begegnete dem jungen Grafen, der sie erwartete und mit Liebesanträgen bestürmte. Die Maid schritt, ohne ein Wort zu erwidern, rasch vorwärts, und da umarmte sie der zudringliche Graf und wollte sie küssen. Aber die Jungfrau schrie laut auf, und da raschelte es im Gebüsche, und ihr starker Bruder stürzte sich im Nu auf den jungen Grafen, dem er die rechte Hand im Gelenke mit seiner scharfen Axt abschlug. „Nun wirst du wohl keine Lust mehr haben, eine ehrsame Jungfrau zu umarmen“, rief er dem vor Schmerz jammernd davoneilenden Grafen nach.. „Mein Gott!“ rief die schöne Jungfrau, als sie die Hand des Grafen im Grase liegen sah, „was hast du gethan, Bruder?

Digitized by Google

Sie werden dich jetzt fangen und einsperren! Und was soll ich, Arme, allein beginnen?“ — „Fürchte dich nicht“, versetzte der starke Jüngling, „Gott ist stets mit den Gerechten; er wird auch mir helfen. Solchen Herren muss man solche Lehren geben, sonst denken sie, dass man ein Stück Vieh ist, dazu geschaffen, um ihnen zum Vergnügen zu dienen!“

Also tröstete der starke Jüngling seine schöne Schwester, aber da kamen auf einmal viele Soldaten heran, die ihn gefangen nahmen und gefesselt in den Kerker führten. Die arme Jungfrau erschrak darüber so sehr, dass sie in Ohnmacht sank und im Walde liegen blieb. Als sie erwachte, dämmerte bereits der Morgen, und müde und matt schlich sie sich ins Dorf und erschien mit dem ersten Sonnenstrahle beim Richter und bat um Gnade für ihren eingekerkerten Bruder. Freundlich, aber zugleich betrübt entgegnete der Richter auf die flehentliche Bitte der schönen Jungfrau: „Mein liebes Kind, ich kann deinem Bruder nicht helfen, so gerne ich es auch wollte! Der junge Graf ist ein grosser Herr, der Macht und Gewalt besitzt; er hat deinen Bruder zum Galgentode verurtheilen lassen, und heute vormittag wird dein armer Bruder gehängt werden! Wenn der Graf erscheint, um die Qual deines Bruders mitanzusehen, dann flehe ihn um Gnade an! Vielleicht lässt er sich erweichen!“

An Leib und Seele gebrochen, schlich die arme Jungfrau, ein wahres Bild des Jammers, zur bestimmten Stunde auf den Richtplatz. Die Leute machten ihr Platz, als sie vor den jungen Grafen hintrat. Soeben führte man ihren Bruder herbei, als sie vor dem Grafen in die Knie sank und mit aufgehobenen Händen ihn um Gnade für ihren Bruder anflehte. Höhnisch lächelnd erwiderte der junge Graf auf ihre Bitte: „Dein Bruder hat den Tod verdient, weil er mir meine rechte Hand abgehauen hat! Doch will ich dir gegenüber nicht hartherzig sein und ihm Leben und

Digitized by Google

Freiheit schenken, wenn du nackt dreimal um den Galgen herumläufst und dann drei Tage und drei Nächte bei mir weilst.[1] Thust du es, dann werde ich dir einen reichen, angesehenen Mann zum Gatten geben!" Erröthend biss sich die Jungfrau ihre Lippe blutig und sprach dann also: „Gott wird mir helfen und deinen Wunsch nach seinem Willen in Erfüllung gehen lassen!" Mit diesen Worten begann sie sich ihrer Kleider zu entledigen; aber während sie sich entkleidete, kamen Millionen und Millionen Ameisen von allen Seiten herbei, und als die Jungfrau ganz entkleidet war, bedeckten die Ameisen spannendick ihren ganzen Körper, so dass kein menschliches Auge eine Blösse erblicken konnte. Dreimal lief sie um den Galgen herum, dann kleidete sie sich an, während die Ameisen ihren Körper verliessen und in einem riesigen Haufen zusammengeballt zu ihren Füssen lagen. Aergerlich rief der junge Graf; „Gut, du hast das Leben deines Bruders erworben! Willst du aber, dass er frei werde und nicht sein Leben lang im Kerker schmachte, so musst du drei Tage und drei Nächte bei mir weilen!" Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so liefen alle Ameisen über ihn her und begannen an seinem Körper zu nagen. Vergeblich bemühten sich die Leute, sie zu vertreiben; es half nichts. Als endlich der junge Graf unter grässlichen Qualen aus dem Leben schied, da verschwanden auch die Ameisen.

Der starke Jüngling war nun frei, und als er nach einem Jahre eine reiche Jungfrau heirathete, ward auch seine Schwester die Gattin eines ordentlichen, fleissigen Mannes, und Gott segnete sie für ihre innige Geschwisterliebe mit allen irdischen Gütern.

[1] Jus primae noctis.

Digitized by Google

XXXVIII.

Der blinde Königssohn.[1]

Vor vielen tausend Jahren lebte im Osten ein mächtiger, reicher König, der sein ganzes Leben hindurch von Glück und Erfolg in allen seinen Taten begleitet war. Da kam einmal ein weiser Mann zu ihm und bettelte um Speise und Trank. Da sprach der König zu ihm: „Du bist ein weiser Mann, dessen Ruf sich in sieben Reichen verbreitet hat, und dennoch kannst du von dir nicht sagen, dass du glücklich bist! Ich dagegen habe nicht den tausendsten Theil deines Verstandes und bin doch der glücklichste Mann der Erde!“ Lächelnd versetzte hierauf der Weise: „Erinnere dich, o König, deiner Worte, wenn du einmal im Unglücke bist!“[2] Und ohne eine Gabe anzunehmen, entfernte sich der weise Mann.

Die Zeit verging, und es drehte sich das Rad des Schicksals, und der reiche, mächtige König ward elend und unglücklich. Ein anderer König brach in sein Land ein, besiegte ihn und liess ihn in den Kerker werfen; seinen einzigen Sohn aber liess er blenden und jagte ihn aus dem Lande. Da rief der unglückliche Vater und König: „O weiser Mann, wie schmerzvoll erinnere ich mich meiner Worte, die ich einst zu dir gesprochen!“ Da erschien, wie aus der Erde hervorgewachsen, der weise Mann und sprach zum Könige: „Hast du Mut gehabt, dich einst für den glücklichsten Mann der Erde zu halten, so habe auch Muth, jetzt dein Unglück zu ertragen.“ Hierauf verschwand der Weise.

Der blinde Königssohn wanderte in Begleitung eines

[1] Vgl. meinen Aufsatz: „Zum Tellenschuss“ (in der Zeitschrift für deutsche Philologie Bd. 22, S. 99), wo verwandte Märchen anderer Völker mitgetheilt sind.

[2] Vgl. zu diesem Zuge die Sage von Krösus und Solon.

Digitized by Google

Hundes, der ihn führte, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt und bettelte um milde Gaben. Da kam er einmal in eine Wüste, wo ihm der weise Mann erschien und also zu ihm sprach: „Du erträgst dein Unglück still und geduldig und hast dein Gottvertrauen nicht verloren. Wahrlich, deines Bauens und Vertrauens Grund ist Gott allein, und darum will ich dir helfen. Hier gebe ich dir einen lebendigen Goldpfeil, der dahin fliegt, wohin du ihn eben hinwünschst und dort alles tödtet, so du es eben haben willst. Morgen wird der König ein Festschiessen veranstalten, an dem auch du theilnehmen sollst; alles Andere wird sich schon zum Besten wenden. Ich bin der heilige Joseph, der dich und deinen Vater beschützen und schirmen will vor Unglück und Leid! Darum gebe ich dir hier auch eine Salbe, mit der du deine Augen übermorgen einreiben sollst, damit du wieder sehend werdest! Morgen sollst du noch blind am Festschiessen theilnehmen!“ Mit diesen Worten gab der heilige Joseph dem blinden Königssohne den Goldpfeil und die Salbe und verschwand.

Gottvertrauen und frohe Zuversicht im Herzen, machte sich der Königssohn auf den Weg in die Stadt seines Feindes. Unerkannt nahm er zum Gelächter der Leute theil an dem Festschiessen. Doch als sein Goldpfeil als erster durch einen goldenen Ring, der als Ziel auf einer Stange aufgestellt war, flog — da lachten die Leute nimmer. Dreiunddreissigmal schoss der blinde Königssohn, und dreiunddreissigmal flog sein Pfeil durch den goldenen Ring und kehrte stets ungesehen zu ihm zurück. Da rief der heidnische König seinen Leuten zu: „Bringt mir den gefangenen König hervor! Der Blinde soll ihm vom Haupte einige Aepfel herabschiessen! Wenigstens hat er dabei eine grosse Angst auszustehen!“ Und sie brachten aus dem Kerker den gefangenen König hervor, stellten auf sein Haupt einen Apfel und hiessen den Blinden schiessen. Der Königssohn schoss, und der Apfel

Digitized by Google

fiel zur Erde. Dreiunddreissig Aepfel schoss er nacheinander vom Haupte seines Vaters. Da flog aber der lebendige Goldpfeil auf den heidnischen König und dessen Leute und tödtete sie alle. Da befreiten die Leute den König, der nun mit seinem wieder sehend gewordenen Sohne in steter Gottergebung lebte und bis an sein Ende weise regierte.[1]

XXXIX.

Der schlechte Sohn und der gute Enkel.

Es lebte einmal in Arabien ein mächtiger König, der sein Reich, als er alt und schwach geworden war, seinem einzigen Sohne übergab. Dieser behandelte anfangs seinen alten Vater mit aller Liebe und Hochachtung, später aber, als er geheirathet hatte, änderte er auch seine Gefühle. Von seiner Frau musste er tagtäglich hören: „Der alte Mann hustet und speit aus beim Essen! mir ist das sehr ekelhaft und — entweder ich oder er — eins von uns Beiden isst nicht an einem Tische!“ Der Sohn fügte sich schliesslich in den Willen seiner Gattin und liess seinen alten Vater in einen kalten und feuchten Keller schaffen,

[1] Es lässt sich nicht verkennen, dass dies armenische Märchen, trotz seines legendenhaften Charakters, die Hauptzüge der Tellsage (Schuss nach dem Haupte eines geliebten Wesens, Stange, Apfel) aufzuweisen hat. Den Zug vom lebendigen Goldpfeile finden wir auch in den tatarischen Heldensagen, wo Katai-Chan einen Goldpfeil besitzt, der lebend ist, über sieben Länder fliegt und da Alles tödtet und schliesslich zum Schützen zurückkehrt (s. Castren, Die Altai-Völker, S. 215). Diese armenische Gestaltung der Sage vom Apfelschusse scheint auch Th. Benfeys Ansicht (in den Göttinger Anzeigen 1861, S. 677) zu bestätigen, derzufolge schwerlich daran zu denken sei, dass die ursprüngliche Sage der Orient vom Occident empfangen habe, sondern wahrscheinlicher das Umgekehrte anzunehmen sei.

Digitized by Google

wo derselbe von den Dienern die Speisereste zu essen bekam. Jahre vergingen seither, und die Königin hatte inzwischen einen Sohn geboren, der — als er herangewachsen — ein grosser Held ward, dessen Ruhm und Ruf weithin durch die Lande drang. Einmal nun vernahm dieser Heldenjüngling, dass sein Grossvater, beinahe ganz nackt, im kalten, feuchten Keller liege. Da nahm der Jüngling seines Vaters, des Königs, grosse seidene Bettdecke unter den Arm und stieg damit in den Keller zu seinem Grossvater hinab, den er also ansprach: „Grossvater! Ich bin dein Enkel und habe erst heute gehört, dass man dich schlecht behandelt! Hier hast du die Hälfte von der seidenen Bettdecke meines Vaters, deines herzlosen Sohnes! Decke dich damit zu!“ Der Alte segnete weinend sein Enkelkind und betete laut zu Gott, damit er diesem edlen Jünglinge Glück und Wohlergehen hienieden verleihe. Da trat aber der König, der seinem Sohne nachgeschlichen war und alles mit angehört und mit angesehen hatte, aus dem Verstecke hervor und sprach voll Zorn zu seinem Sohne: „Was suchst du hier, und warum hast du meine seidene Bettdecke in zwei Theile geschnitten?“ Voll Ruhe und Sanftmuth, doch nicht ohne allen Schmerz erwiderte der Heldenjüngling: „Ich habe die Decke in zwei Hälften getheilt und eine Hälfte dem armen Grossvater gegeben, dass er sich damit vor der Kälte schütze! Die andere Hälfte aber werde ich für dich aufbewahren und sie dir dann geben, wenn ich, König geworden, dich hier einsperren lasse!“[1] Da gerieth der König ausser sich vor Zorn und verfluchte seinen Sohn. Als dies der Alte hörte, erhob er sich von seinem Lager und sprach einen grässlichen Fluch über seinen Sohn, den König, aus, der, dadurch in die höchste Wuth gebracht, seinen eigenen

[1] Vgl. die deutsche Ballade: „Das vierte Gebot“ in O. L. B. Wolffs, Hausschatz der Volkspoesie (Leipzig, 1846) S. 191.

Digitized by Google

Vater mit dem Schwerte niederstiess. Niemand sah diese schreckliche Tat und Niemand erfuhr davon etwas; der Alte wurde beerdigt, der Heldenjüngling aber floh von dannen, und Niemand hörte je etwas von ihm.

Viele Jahre waren seither vergangen, und der König war auch alt und schwach geworden, als feindliche Horden in sein Land einbrachen und überall, wohin sie kamen, alles zerstörten und niederbrannten. Der König konnte sie nicht aufhalten, denn alle seine Soldaten waren bereits gefallen oder gefangen, und so musste er denn in seiner Burg sein weiteres Schicksal abwarten. Da mitten in der grössten Noth, als die Feinde schon in der Nähe der Königsburg waren, da rückte ein Held, den Niemand im Lande kannte, mit einem grossen Heere heran und vertrieb die feindlichen Horden und stellte die Ordnung im Reiche wieder her. Der König liess nun den Helden zu sich bitten, bewirthete ihn königlich und veranstaltete ihm zu Ehren ein Fest nach dem anderen. Da geschah es einmal bei Gelegenheit eines festlichen Wettlaufes, dass dem fremden Helden der Rock- und Hemdärmel herabgerissen wurde, und da bemerkten der König und die Königin am blossen rechten Arme ein Muttermal, woran sie ihren verschollenen Sohn erkannten. Sie sprachen aber kein Wort, denn das böse Gewissen lähmte ihre Zunge. In der Nacht aber, als sich der Sohn zur Ruhe begeben hatte, schlichen sie in sein Zimmer und wollten ihn tödten, weil sie fürchteten, dass der Sohn den Vatermord ausplaudern könnte; aber der Segen des Grossvaters beschützte das Leben des Helden. Gerade als der König mit dem Schwerte nach dem Herzen seines Sohnes zielte, ertönte eine Stimme in der Luft, die also sich vernehmen liess: „Du hast deinen Vater ermordet, willst du nun auch deinen Sohn tödten? Gehet hin und thuet Busse!“ Voll Schrecken und Bangen floh der König mit seiner Gattin von dannen. Am nächsten Tage begrüssten sie

Digitized by Google

den Helden als ihren Sohn und übergaben ihm das Reich; sie aber zogen in ein Kloster, wo sie bis an ihr Lebensende Busse für ihr schweres Verbrechen thaten.[1]

XL.

Der undankbare Sohn und der Teufel.[2]

Es war einmal ein reicher Mann, der wurde von seinem Sohne, als er alt und gebrechlich geworden war, auf die schmählichste Weise misshandelt. Der Sohn liess seinen alten Vater im Hundestalle schlafen und gab ihm nur die Speisereste zu essen, die seine Dienstleute übrig gelassen hatten. Schmutz und Koth bedeckten den Leib des Alten, und kaum verhüllten einige Lappen die Blösse seines Körpers. Tagtäglich flehte er zu Gott, er möge ihn von dieser Welt nehmen und seinen unmenschlichen Sohn bestrafen. Aber Gott erhörte nicht das Flehen des Alten, sondern liess ihn büssen für die Sünden, die er seiner Zeit auch an seinem Vater begangen hatte. Als der Alte noch jung war, hatte er seinen Vater gerade so behandelt, wie ihn jetzt sein Sohn behandelte. Als der Alte sah, dass sein Flehen bei Gott kein Gehör fand, so wandte er sich an den Teufel und beschwor ihn bei seinem Seelenheile, den unnatürlichen Sohn zu bestrafen. Der Teufel fand an der Sache Gefallen und erschien in einer Nacht beim Sohne und sprach: „Du bist ein undankbarer Sohn, und ich will dich jetzt bestrafen!“ Da lachte der Sohn und sprach: „Sag mir vorher, ob du der alte oder neue Teufel

[1] Vgl. Zacharias Werners Schicksalstragödie: „Der vierundzwanzigste Februar.“

[2] Ein ähnliches, doch vielfach abweichendes Stück in der von Stanislas Julien aus dem Chinesischen übersetzten Sammlung „Les Avadânas; Contes et Apologues indiens (Paris 1859) 2, 144.

Digitized by Google

bist? Bist du der neue, dann verdiene ich von dir bestraft zu werden; bist du aber der alte, so sag mir vorher, wo du gewesen bist, als mein Vater meinen Grossvater gerade so behandelt hat, wie ich ihn jetzt behandle?“ Da zog der Teufel mit einer langen Nase ab.

XLI.

Der überkluge Schneider.[1]

Es lebte einmal vor vielen, vielen Jahren ein sehr reicher Kaufmann, der in allen seinen Geschäften stets nur Erfolg und Glück hatte. Als er sich schon in seinem dreissigsten Jahre ein grosses Vermögen erworben hatte, da dachte er bei sich: Gott will mich mit Ueberhäufung seiner Gnade nur in Versuchung führen! Darum ist es wohlgethan, wenn ich mein ganzes Vermögen den Armen gebe und mein Geschäft wieder von vorne beginne! — So dachte der reiche Kaufmann und that auch also. Er vertheilte sein ganzes, grosses Vermögen unter die Armen und begann sein Geschäft von neuem. Da hatte er in einer Nacht einen wundersamen Traum. Er träumte, dass ein weissgekleideter Mönch zu ihm gekommen sei und also gesprochen habe: „Du hast in Gottes Namen dein Vermögen unter die Armen vertheilt. Ich will dich um tausendmal reicher machen, als du es vordem gewesen! Morgen komme ich zu Mittag zu dir; dann nimm ein Beil und zerspalte damit meinen Kopf; ich werde dann in einen grossen Goldklumpen verwandelt werden, der tausendmal mehr werth ist, als dein früheres Vermögen!“

[1] Vgl. darüber meinen Aufsatz: „Beiträge zu Benfeys Pantschatantra“ (in der „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft“ 1888, XLII. Bd., S. 113 ff.).

Digitized by Google

Als der Kaufmann erwachte, lächelte er über seinen wundersamen Traum. Als es Mittag wurde und gerade Niemand in seinem Gewölbe sich befand, trat der weissgekleidete Mönch ein und blieb vor dem Kaufmanne stehen. Dieser ergriff ein Beil und spaltete mit einem Hiebe den Schädel des Mönches, der sich dann sogleich in einen grossen Goldklumpen verwandelte. In demselben Augenblicke trat ein Schneidermeister in das Gewölbe, um Einkäufe zu machen. Er sah den grossen Goldklumpen und den verlegenen Kaufmann. Da fragte er: „Woher hast du dies viele Gold? Du hast ja vor einigen Tagen dein ganzes Vermögen unter die Armen vertheilt! Und woher ist dies blutige Beil in deiner Hand?“ Der Kaufmann wurde hierauf noch verlegener und erzählte nun dem Schneider, er habe einen Mönch todtgeschlagen, und dessen Leichnam habe sich sofort in diesen grossen Goldklumpen verwandelt. Er füllte dem Schneider alle Taschen mit Gold an und bat ihn, über die Sache zu schweigen. Der Schneider versprach, keinem Menschen hiervon auch nur ein Wörtchen zu sagen, und als er sich entfernte, dachte er bei sich: Nun, wenn dies dem Kaufmanne gelungen ist, warum sollte es nicht auch mir gelingen! — Stracks lief er ins Kloster und bat zwölf fromme Mönche zu sich zum Abendessen. Als es Abend wurde, kamen die zwölf Mönche in die Wohnung des Schneiders; dieser hiess sie in einem Zimmer Platz zu nehmen, gleich werde das Abendessen aufgetischt werden. Zu einem der Mönche aber sprach er: „Ehrwürdiger Vater! komm mit mir in meine Werkstätte, ich habe dir etwas unter vier Augen mitzutheilen!“ Der Mönch folgte ihm nach, und als sie Beide allein in der Schneiderwerkstätte waren, da erschlug ihn der Schneider. Als er sah, dass sich der erschlagene Mönch nicht in Gold verwandelte, da dachte er bei sich: Nun, es muss nicht der Richtige gewesen sein! Ich will's gleich mit einem anderen versuchen! — Und er rief den

Digitized by Google

zweiten Mönch in die Werkstätte und erschlug ihn; so machte er es mit allen, bis auf drei Mönche; denn als er bereits den zehnten Mönch erschlagen hatte und sich noch keiner gefunden hatte, dessen Leichnam sich in Gold verwandeln wollte, da wurde der Schneider wüthend und stürmte mit dem blutigen Beile ins Zimmer zurück, um die noch übriggebliebenen Mönche todtzuschlagen. Diese aber setzten sich zur Wehr, bändigten den Schneider und überlieferten ihn dem Gerichte. Dort gestand der unglückliche Mann seine That und sagte, dass ihn der Kaufmann gelehrt habe, Mönche todtzuschlagen und so zu Reichthum zu gelangen. Als man den Kaufmann vorlud, sagte dieser, dass der Schneider gestern bei ihm im Gewölbe gewesen sei und hätte auch ihn tödten wollen; er denke, der Schneider sei wahnsinnig und wisse nicht, was er rede und thue! — Die Richter waren auch derselben Meinung und liessen den Schneider einsperren. Er starb auch bald darauf im Kerker, der reiche Kaufmann lebte aber ungestört weiter.

XLII.

Das Glück des frommen Mannes.[1]

Es lebte einmal im fernen Morgenlande ein gar frommer Mann, den Gott mit allen irdischen Gütern reichlich gesegnet hatte. Da träumte einmal der fromme Mann, er befinde sich im Tempel zu Jerusalem, und ein Engel übergebe ihm einen Zettel, worauf mit goldenen Buchstaben der Bibelspruch geschrieben stand: „Wer da

[1] Vgl. die „Weltgeschichte" des Metropolitan von Malvasia, Dorotheos: „*Βιβλίον Ἱστορικὸν περιέχον ἐν συνόψει διαφόρους καὶ ἑξακοσίους ἱστορίας* u. s. w. (Venedig, 1763), wo eine etwas verwandte Sage mitgetheilt ist.

Digitized by Google

barmherzig ist wider die Armen, der leiht Gott!“[1] Als der fromme Mann erwachte, da dachte er über seinen sonderbaren Traum nach, und je mehr er darüber nachsann, desto fester ward seine Ueberzeugung, dass es Gottes Wille sein müsse, wenn er nach Jerusalem wandere und dort sein Gebet verrichte. Er verkaufte also all sein Hab und Gut und vertheilte den ganzen Erlös unter die Armen. Hierauf nahm er Abschied von seinen Freunden und Bekannten und machte sich auf den Weg nach Jerusalem. Er lebte kümmerlich von den Almosen, die ihm die Leute verabreichten und sah am neunzigsten Tage endlich nach vielen überstandenen Mühseligkeiten die heilige Stadt des Erlösers vor seinen Füssen liegen. Andächtig sank er in die Knie und betete. Da hörte er auf einmal einen höllischen Lärm und ein fürchterliches Geschrei auf einem der Seitenwege, die in die heilige Stadt führten. Er ging rasch entschlossen auf den Seitenweg, damit er die Zänker zum Frieden mahne und sie auffordere, angesichts der heiligen Stadt lieber andächtig zu beten, als unheilige Werke zu üben. Aber da sah er zwei Teufel, die sich um einen kostbaren Edelstein rauften. Der fromme Mann trat unerschrocken heran und rief: „Weichet von dieser heiligen Stätte! Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“ Da stoben die Teufel auseinander und liefen davon; den kostbaren Edelstein aber liessen sie zurück. Der fromme Mann steckte den Edelstein zu sich und ging in die Stadt hinein. Als er im Tempel seine Gebete verrichtet hatte, da hörte er, dass vor einigen Tagen bei einem Rundgange mit dem „Allerheiligsten“ aus demselben ein kostbarer Edelstein herausgefallen sei. Sogleich ging er zum Bischofe und übergab ihm den Edelstein, indem er ihm die Geschichte desselben erzählte. Der Bischof beschenkte den frommen Mann reichlich, der

[1] S. auch Liebrecht, Zur Volkskunde (Heilbronn, 1879) S. 81.

Digitized by Google

bald nach Hause kam, wo er in kürzester Zeit zehnmal so reich wurde, als er früher gewesen, und an ihm bewahrheitete sich der Bibelspruch: „Wer da barmherzig ist wider die Armen, der leiht Gott!“ —

XLIII.

Die schlaue Jungfrau.[1]

Es war einmal eine Jungfrau, die im ganzen Lande wegen ihrer Schönheit berühmt war. Viele Freier fanden sich ein, aber keiner war ihr recht. Da kamen einmal drei fremde Männer zu ihr, die, in prächtige Gewänder gekleidet und ihr sehr viele Goldstücke und kostbare Edelsteine vor ihre Füsse legend, also sprachen: „Holde Jungfrau, wir sind drei Freunde und lieben einander, wie drei gute Geschwister. Wir sind sehr reich und angesehen in unserer Heimath, und von deiner grossen Schönheit hörend, sind wir hier erschienen, damit du — wenn du eben willst — dir einen von uns zum Manne wählest!“ Gleich auf den ersten Blick hatte der Jungfrau der jüngste der drei Männer gefallen, und betäubt vom Anblicke der vielen ihr angebotenen Schätze, sprach sie, auf den Jüngsten hinweisend: „Diesen will ich zum Manne haben!“

[1] Aehnliche Erzählungen, jedoch mit ganz anderer Motivirung, finden sich bei italienischen Novellisten des Mittelalters, so bei Giraldo Giraldi (Nov. 5); ferner verweist Wesselofsky in seiner Ausgabe von Giovanni da Pratos „Paradiso degli Alberti (Vol. I, S. 46) auf Lodovico Domenichis Nobiltà delle Donne (Venedig 1551, 41 S.), überall jedoch schmiert die Jungfrau sich selbst den Hals mit der Wundersalbe ein und lässt deren Kraft an sich erproben, wobei freilich ihr Kopf vom Leibe fällt und sie ihre Ehre dadurch rettet. Vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 83, und die zum 42. Stück angeführte Weltgeschichte des Dorotheos.

Digitized by Google

Die drei Männer schwiegen eine Weile, dann flüsterten sie eine Zeit lang miteinander, und endlich sprach der älteste von ihnen: „Holde Jungfrau! Deine Wahl nehmen wir an und bitten dich, mit uns auf eine halbe Tagereise weit zu kommen, damit wir dir den Dschehes (Brautgeschenk) übergeben. Diese Geschenke, die wir dir jetzt gebracht haben, sperre in einen Schrank ein, und komme mit uns, damit wir dir solche Schätze zu Füssen legen, die würdig deiner Schönheit sind!“ Die Jungfrau liess sich bethören, sperrte die ihr dargebrachten Geschenke in einen Schrank ein und ging mit den drei Männern davon. Als sie ausserhalb der Stadt waren, gingen sie abseits vom Wege, wo drei Rosse, an einen Baum angebunden, standen. Die Männer bestiegen die Rosse, und als einer von ihnen die sich sträubende Jungfrau mit Gewalt vor sich auf das Ross setzte, da lachten alle drei Männer hell auf, und einer von ihnen rief: „Jetzt haben wir dich gefangen, du schöner Goldvogel! Von nun an wird erst unser Leben recht lustig sein!“ Rasch ging es nun vorwärts dem Walde zu und immer tiefer in das Dickicht hinein, bis sie endlich vor einer Höhle die Rosse anhielten und abstiegen. Die drei Männer führten nun die Jungfrau in die Höhle hinein, die sehr geräumig und wohnlich eingerichtet war, und da sprach der älteste zur Jungfrau also: „Wir sind drei Räuber und leben wie gute Geschwister miteinander. Was dem Einen gehört, das gehört auch den Anderen. Du hast dir unseren jüngsten Kameraden zum Manne gewählt, aber trotzdem bist du auch unserer Beiden Frau! Also sei lustig und guter Dinge, denn du hast jetzt auf einmal drei Männer bekommen!“ Die Jungfrau erschrak anfangs über diese Rede, aber sie hatte Herz und Kopf am rechten Fleck und antwortete gar bald gefasst und muthig also: „Wenn es sein muss, so ergebe ich mich in mein Schicksal und denke dabei: es ist besser, drei Männer zu haben, als keinen! Ich liebe

Digitized by Google

ohnehin das freie Leben und werde Euch manchen guten Dienst erweisen! Ich kann auch eine Salbe bereiten, die den Menschen, der sich mit ihr einreibt, unverwundbar macht!“ Da riefen die Räuber: „Holla! Bereite uns sogleich diese Salbe!“ Die Jungfrau erwiderte: „Ja, das will ich gerne thun!“ Hierauf forderte sie den Jüngsten auf, sie in den Wald zu begleiten und Kräuter für die Salbe zu sammeln. Als sie nun Beide allein im Walde waren, sprach die Jungfrau zu ihrem Begleiter also: „Dich, nur dich allein liebe ich, und dir allein will ich angehören! Deshalb müssen wir durch List die beiden Anderen aus dem Wege schaffen. Ich kann wohl eine Salbe bereiten, die den Menschen unverwundbar macht, aber für deine Kameraden bereite ich nur eine einfache Salbe. Wenn sie dieselbe probiren, so haue ihnen den Kopf ab. Dann sind wir von ihnen befreit und ziehen weit weg und leben als ordentliche Menschen in Glück und Zufriedenheit!“ Der Räuber, bethört durch diese Worte, versprach, alles nach dem Wunsche der Jungfrau zu thun.

Sie kehrten bald in die Höhle zurück, und die Jungfrau bereitete rasch eine Salbe, worauf sie die beiden älteren Räuber aufforderte, ihren Hals damit einzureiben. Als diese es gethan hatten, sprach sie zum Mittleren also: „Jetzt gehe hinaus ins Freie, mein Lieber; denn wir müssen hier noch eine Zauberei vollführen, die nur sechs Augen sehen dürfen. Bald kommen wir hinaus und vollziehen auch an dir das Zauberwerk!“ Der Mittlere ging hinaus, und da hiess die Jungfrau den Aeltesten sich niedersetzen, worauf sie, ihn umkreisend, unverständliche Worte murmelte, ihn schliesslich auch noch küsste, wobei der Räuber gar vergnügt lächelte. Da sprach sie zum Jüngsten: „Dieser ist für sein ganzes Leben unverwundbar! Gieb ihm einen sanften Streich mit deinem Schwerte!“ Der Jüngste holte mit dem Schwerte aus, und im nächsten

Digitized by Google

Augenblicke lag der Kopf des Räubers, vom Rumpfe getrennt, am Boden. Dasselbe führten sie mit dem zweiten Räuber draussen im Freien aus. Als auch dieser unter dem Schwertstreiche des Jüngsten verblutete, sprach die Jungfrau also: „Nun, mein Vielgeliebter, jetzt gehöre ich dir allein bis zu deinem Tode, und damit dieser nicht so bald eintritt, so will ich dir die Salbe bereiten, die in der That unverwundbar macht!“ Hierauf kochte sie wieder eine Salbe und schmierte damit den Hals des Räubers ein. Hierauf nahm sie einen Strick, und unverständliche Worte murmelnd, streichelte sie sanft das Haupt des Räubers, wobei sie unbemerkt den Strick um seinen Hals wand, und das Ende desselben an einem Felsblocke befestigend, erdrosselte sie den Räuber. Hierauf lief sie eiligst in die Stadt und erzählte ihr Abenteuer. Die Leute liefen sogleich hinaus in den Wald und suchten die Höhle der berüchtigten und gefürchteten Räuber auf, wo sie die Leichname fanden und unzählige Schätze, die in die Stadt gebracht, unter die Armen vertheilt wurden.

Der junge König hatte von der Heldenthat der schlauen Jungfrau auch vernommen und besuchte sie eines Tages. Da gefiel ihm die schöne Jungfrau so sehr, dass er sie bald heirathete und zur Königin des Landes erhob. Der Mensch kann oft mehr durch Schlauheit, als durch Kraft erreichen.

XLIV.

Der betrogene Vampyr.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, und die hatten einen Sohn und eine Tochter und waren dabei sehr arm. Als der Mann und seine Frau mit Tod abgingen,

Digitized by Google

sprach der Bruder zu seiner Schwester: „Lass uns in die Welt ziehen, denn hier haben wir kein Fortkommen!“ Sie verliessen also ihre Heimath und zogen in die Fremde. Lange wanderten sie in der Welt herum und kamen endlich in einen Wald, wo sie ein kleines Häuschen fanden. Sie beschlossen, im Walde zu bleiben, und richteten sich im Häuschen, so gut es eben ging, ein. Der Jüngling zog am Tage auf die Jagd, während seine Schwester, eine wunderschöne Jungfrau, den kleinen Haushalt besorgte. So verging die Zeit, und ein Tag schwand nach dem anderen dahin, und ehe es sich die Geschwister versahen, waren schon drei Jahre abgelaufen, die sie im Walde zugebracht hatten. Da sagte eines Tages der Jüngling zu seiner schönen Schwester: „Ich muss doch einmal versuchen, aus diesem Walde herauszukommen und in eine Stadt zu gelangen, wo ich die vielen Felle der von mir erlegten Thiere verkaufen kann, damit ich uns neue Kleider für das gelöste Geld anschaffe.“ Sich einige schöne Felle auf den Rücken ladend, machte er sich auf den Weg und streute zeitweilig aus einem mitgenommenen Aschenbeutel eine Handvoll Asche auf die Erde, damit er bei der Rückkehr die richtige Fährte wiederfinden könne. So gelangte er denn endlich nach langem Umherirren aus dem Walde heraus und kam in eine Königsstadt, wo er gar bald die Thierfelle verkaufte, und dann für das gelöste Geld Kleider, Jagd- und Küchengeräthschaften kaufend, kam er endlich nach Hause zu seiner Schwester, die ihn voll Sehnsucht und Bangen erwartete. Nach einigen Tagen ging der Jüngling, mit Fellen beladen, wieder in die Stadt und wiederholte dies so häufig, dass der König davon benachrichtigt wurde und nachforschen liess, woher der Fremde die vielen Thierfelle hernähme. Da schlichen die Diener des Königs dem fremden Jünglinge nach und meldeten ihrem Herrn gar bald, dass derselbe in dem und dem Walde in einem Häuschen mit seiner wunderschönen

Digitized by Google

Schwester wohne. Der König, der noch unbeweibt war, ging einmal in den Wald, gerade als der Jüngling wieder in der Stadt Felle verkaufte, und als er sich von der wunderbaren Schönheit der Jungfrau überzeugte, da stellte er ihr den Antrag, mit ihm in die Stadt zu kommen und sein Kebsweib zu werden. Entrüstet wies die Jungfrau das Begehren zurück und wollte entfliehen, wurde aber von den Dienern abgefangen und mit Gewalt in die Königsburg geschafft. Da brach für die Geschwister eine gar traurige Zeit heran. Der Jüngling lebte einsam und allein im Waldhäuschen, das Herz voll Traurigkeit und die Seele voll Vorwürfe darüber, dass er seine Schwester im Walde allein zurückgelassen habe. Die schöne Jungfrau hatte nicht minder traurige Tage; ungestüm verfolgte sie der König und wollte sie sogar zu seinem rechtmässigen Weibe erheben, aber sie wies alle seine Anträge standhaft und kalt zurück und bat stets, sie zum Bruder zurückzulassen. Da dachte bei sich der König, dass, wenn er den Bruder aus dem Lande weise, sich die Jungfrau vielleicht in ihr Schicksal ergebe. Aber er hatte einen falschen Rathgeber, der, den Plan des Königs erfahrend, den Rath ertheilte, den Jüngling heimlich ermorden zu lassen. Er selbst wollte die That vollbringen. Kurz, gar bald war der Tod des Jünglings eine beschlossene Sache.

Während dieser Plan in der Königsburg gefasst wurde, trat ein Vampyr[1] in das Waldhäuschen ein und sprach also zu dem Jünglinge: „Du wunderst dich wohl, dass ich dich am Tage und nicht, wie ich es bei anderen Menschen zu thun pflege, in der Nacht besuche! Nun, alles hat seinen

[1] Die Vampyre entstehen, dem armenischen Volksglauben gemäss, aus Kindern, die ungetauft sterben. Die Vampyre, theils männlichen, theils weiblichen Geschlechtes, wachsen und gedeihen gleich den Menschen, sind aber von hässlicher Gestalt und stellen in der Nacht während des Schlafens, besonders Jungfrauen und Jünglingen, nach, die — wenn sie von ihnen geschändet — gar bald

Digitized by Google

guten Grund, und ich will dir eben einen Antrag stellen. Ich komme soeben von der Königsburg her, wo ich die Nacht am Bette deiner schönen Schwester zugebracht habe. Ha, hahaha! ist das ein prachtvolles Weib! Aber wir Vampyre können bei ihr nichts ausrichten, denn sie trägt auch in der Nacht ein Kruzifix um den Hals gebunden! Ich komme also, Freundchen, dir zu melden, dass deine schöne Schwester vom Könige geraubt worden ist und mit Anträgen verfolgt wird. Ich will dir helfen, die Jungfrau zu befreien, wenn du mir versprichst, mich bei ihr eine ganze Nacht zubringen zu lassen.“ Der Jüngling, der für seine Schwester den Kampf mit Tod und Teufel aufgenommen hätte, willigte scheinbar in das Begehren des Vampyrs ein, worauf dieser also fortsetzte: „Gehe sogleich in die Königsburg und fordere den König zum Zweikampfe auf. Er ist zwar ein grosser Held, wie man seinesgleichen auf der weiten Welt nicht so bald findet, aber deshalb wirst du ihn doch besiegen, denn ungesehen werde ich hinter dir stehen und dir helfen, ihn zu besiegen! Also, auf und davon!“ Der Jüngling schnallte sich sein Schwert um den Leib, nahm die Flinte in die Hand, und als er den Vampyr nirgends sah, rief er ungeduldig aus: „Nun hat mich der Kerl betrogen und ist davongerannt!“ — „O nein!“ rief der Vampyr, „ich bin bei dir und habe mich für menschliche Augen nur unsichtbar gemacht, indem ich mich in mein Lebenstuch gehüllt habe. Also komm nur in die Königsburg!“ Der Jüngling machte sich also auf den Weg, und in der Stadt anlangend, forderte er den König zum Kampfe auf.

---

hinsiechen und sterben. Um ihren Besuch abzuwehren, hängt man ein Kruzifix über das Lager oder zeichnet ein kleines Kreuz vor das Bett. Die Vampyre machen sich unsichtbar dadurch, dass sie die Nachgeburt ihrer Mutter — die übrigens nie vernichtet werden darf — zu einem Mantel ausdehnen und sich in denselben einhüllen; dieser Mantel heisst „Lebenstuch“.

Digitized by Google

Lächelnd erwiderte dieser: „Mensch, weisst du, wer ich bin? Ich bin der grösste Held der Welt, und du, du willst mich zum Zweikampfe auffordern? Ich will dich aber nicht tödten, weil du ja der Bruder meiner Geliebten bist; deshalb schlage ich dir vor, lass uns ringen; wer den Gegner dreimal zu Boden wirft, ist der Sieger und kann über den Besiegten nach Belieben verfügen!“ Der Jüngling willigte ein, und es kam zum Ringkampfe. Der König bemühte sich vergeblich, den Jüngling auf den Boden zu werfen; wo immer er ihn anfasste und in die Höhe zu heben trachtete, da fühlte er seine Arme wie von eisernen Ringen umspannt, und ihm war, als ob seine ganze Kraft gelähmt wäre. Freilich, er wusste nicht, dass auch ein unsichtbarer Vampyr gegen ihn kämpfe. Da wurde er unversehens hoch in die Luft gehoben und mit solcher Gewalt niedergesetzt, dass sein Körper bis zu den Knieen in die Erde sank. Mit schwerer Mühe arbeitete er sich heraus, und bald begann der Ringkampf von neuem. Und nun wurde der König zum zweiten Male hoch in die Luft gehoben und so gewaltig niedergesetzt, dass er bis zum Bauche in die Erde versank. Mit schwerer Mühe zogen ihn seine Diener heraus, und ergrimmt über seinen Unfall, nahm er den Kampf wieder auf. Da wurde er also auch zum dritten Male hoch in die Luft gehoben und nun so gewaltig niedergesetzt, dass er bis an den Hals in die Erde versank und nur mit schwerer Mühe herausgegraben werden konnte. Da sprach der Jüngling: „Obwohl ich jetzt und nur ich allein über dich zu verfügen habe, so will ich doch meine Schwester vorerst anhören. Sie mag das Urtheil über dich fällen!“ Als die schöne Jungfrau herbeigeholt war und vom Siege ihres Bruders vernahm, da sprach sie, zur Fällung des Urtheils aufgefordert, also: „Er hat mich zwar mit nicht gerade ritterlichen Anträgen bestürmt, aber ich verzeihe ihm, denn man sagt ja, dass die Liebe blind sei!“ — „Wenn du ihm verzeihst“, meinte

Digitized by Google

der Jüngling, „dann verzeihe ich ihm auch. Komm nun, lass uns heimkehren in unser stilles Waldhaus!“ Da warf sich der König auf die Knie und bat und flehte, die Jungfrau möge doch bei ihm bleiben und seine und des Reiches Königin werden. Sein Flehen rührte endlich die Jungfrau, und als sie vernahm, dass sie von ihrem Bruder nie getrennt werde, so willigte sie ein, und die Hochzeit wurde auf den nächsten Tag angesetzt.

Ja, aber der Vampyr! Wie sollte nun der Jüngling mit ihm fertig werden? Inmitten des Jubels bemerkte der König und auch die Jungfrau den Missmuth und die Niedergeschlagenheit des Jünglings und drangen nun in ihn, den Grund davon ihnen mitzutheilen. Da nahm der Jüngling ein Kruzifix in die Hand, damit nicht etwa unsichtbar der Vampyr seine Worte vernehme, und erzählte das Versprechen, das er dem Vampyr gethan habe. Da begann die Jungfrau verzweifelt zu jammern und zu klagen, aber der König sprach tröstend also: „Lasst nur gut sein! Ich habe von meiner Mutter ein Geheimmittel gelernt, wie man nämlich Vampyre unschädlich machen kann. Meine Mutter war eine kluge Frau, die viele Geheimmittel kannte und mich auch unverwundbar machte. Also verlasst Euch nur auf dieses Mittel, das uns sicher vom Vampyr befreien wird. Abends wollen wir alles zum Empfange des Vampyrs vorbereiten; doch bis dahin lasst uns lustig und vergnügt sein.“ Also sprach der König Trost und Zuversicht den Geschwistern ein.

Der Abend kam, und bald brach auch die Nacht heran, und da flüsterte unsichtbar der Vampyr dem Jünglinge ins Ohr: „Erinnere dich an dein Versprechen! sonst wehe Euch Allen!“ Leise versetzte der Jüngling: „Komm also in die Schlafkammer meiner Schwester.“ Dort hatte indessen der König schon Vorkehrungen für den Empfang des Vampyrs getroffen. Er hatte der Jungfrau geweihtes Wasser zu trinken gegeben, damit der Vampyr beim ersten

Digitized by Google

Kusse betäubt werde; dann hatte er unter das Bett seiner Braut Knoblauch und Schwarzwurz, mit denen man auch die Pest abzuwehren pflegt, gestreut, damit der Vampyr seine Unsichtbarkeit verliere und entkräftet werde.[1] Der Jüngling trat also mit dem unsichtbaren Vampyr in die Stube. Nach kaum einer Sekunde sah der Jüngling den Vampyr betäubt und entkräftet vor dem Lager seiner schönen Schwester liegen. Da kam der König rasch herbei und ergriff das unsichtbar machende Lebenstuch des Vampyrs, das er in ein bereitgehaltenes Feuer warf und verbrannte. Rauch erfüllte die Stube; der Vampyr war erlöst und zog ins Jenseits, wie jeder Christenmensch nach dem Tode. Die Hochzeit wurde nun mit grosser Pracht abgehalten, und das königliche Ehepaar lebte lange Zeit in Glück und Frieden miteinander. Aber alles, alles, auch das Beste geht einmal zur Neige.

Der falsche Rathgeber, der schon früher den König zur Ermordung des Jünglings angestachelt hatte, sprach einmal also zu diesem: „Höre, du tapferer Jüngling! An der Stelle, wo der Vampyr gestorben ist, befindet sich eine Blutlache, die er zurückgelassen hat und die man nicht aufwaschen kann. Ich gebe dir nun einen Rath, der — wenn du ihn befolgst — dir zum Heile gereichen wird. Gehe hin und trinke das Blut des Vampyrs; dann wirst du weise und thatkräftig werden, die Macht und das Ansehen deines Schwagers vermehren und — wer weiss! vielleicht einmal gar König werden!“ — „Ich mag es nicht!“ versetzte der Jüngling und kehrte dem Rathgeber den Rücken. Im stillen dachte er aber doch nach über die Worte des Verführers, und einmal wurde er gewahr, dass er wahrlich die Blutlache aufgeleckt habe.

[1] Knoblauch und Schwarzwurz spielt auch bei den Rumänen bei „Teufelsvertreibungen“ eine grosse Rolle, und scheint dieser Zug eben rumänischen Ursprunges zu sein.

Digitized by Google

Aber da zog auch Falschheit und Grimm, Groll und Hass in das Herz des Jünglings, und von nun an wurde er sinnverwirrt, ohne dass Jemand seine Krankheit bemerkte. Tag und Nacht dachte er darüber nach, wie er seinen Schwager, den König, beiseite schaffen könne. Da war denn der falsche Höfling gleich mit einem guten Rathe bei der Hand und flüsterte heimlich dem Jünglinge zu: „Ich weiss, worüber du nachsinnst! Der König ist nur an einer Stelle verwundbar; suche, durch deine Schwester diese Stelle zu erforschen! Das Uebrige werden wir schon abmachen!“

Rollt man den Stein den Berg hinab, so rollt er gewöhnlich so lange, bis er ins Thal gelangt![1] Und so geschah es auch mit dem Jünglinge. Er konnte den einmal betretenen Weg nimmer verlassen, und bald erfuhr er von seiner Schwester, dass der König nur durch das linke Ohr verwundbar sei. Dies theilte er dem falschen Höflinge mit, der ihm hierauf antwortete: „Lass jetzt die Sache ruhen! Wir werden bald das Werk vollenden, und — du wirst König!“ Bald darauf ermordete der Höfling seinen König. Als der Jüngling diese Unthat erfuhr, erwachte sein betäubtes Gewissen und stürzte sich von einem hohen Thurme herab und starb einen schrecklichen Tod. So hatte sich der betrogene Vampyr gerächt!

Als die Königin erfuhr, dass der falsche Höfling all dieses Unheil heraufbeschworen habe, um ihre Hand und den Thron zu erlangen, da liess sie ihn verbrennen und seine Asche in alle Winde streuen, sie aber regierte mildthätig und in Gottesfurcht bis an ihr seliges Ende.[2]

[1] Sprichwörtliche Redensart.

[2] Trotz des etwas ungeschickten Titels und der mehr oder weniger verschwommenen Züge deckt sich dies Märchen in mancher Beziehung mit der Siegfriedsage.

Digitized by Google

XLV.

Der Blinde und seine Kameraden.[1]

Vor langer, langer Zeit lebten zwölf Jäger in guter Freundschaft miteinander in einer Steppe, wo viel Wild anzutreffen war. Sie hatten hier Fleisch genug, und die Felle der erlegten Thiere verkauften sie den durch die Steppe reisenden Kaufleuten, so dass sie in kurzer Zeit schon ziemlich viel Geld beisammen hatten. Sie fassten nun den Plan, drei Jahre lang auf der Steppe zu jagen und dann das erworbene Geld zu theilen und sich zu trennen; denn Jeder wollte dann zurück in seine Heimath ziehen. Da geschah es einmal, dass einer der Jäger krank wurde und später, infolge der überstandenen Krankheit, erblindete. Seine Kameraden liessen ihn nun stets in der Jägerhütte zurück, und wenn sie heimkehrten, so versteckten sie die Beute, und wenn sie der Blinde fragte: „Was habt Ihr heute erlegt?“ so klagten sie stets: „Einen einzigen Hasen haben wir heute erjagt; es ist kein Wild mehr anzutreffen, und wir müssen bald diese Steppe verlassen!“ Sie wollten nämlich den Blinden auf eine schöne Art und Weise sich vom Halse schütteln. Zuletzt aber zweifelte der Blinde an der Wahrheit der Aussage seiner Kameraden und wollte sich selbst Ueberzeugung verschaffen. Da sagte er ihnen eines Tages, als sie auf die Jagd zogen, dass er sich zu Hause allein fürchte und mit ihnen hinaus auf die Steppe gehen wolle. Was konnten sie denn thun? Sie mussten ihn mitnehmen und schossen absichtlich den ganzen Tag über kein Wild. Da machte ihnen der Blinde bittere Vorwürfe und glaubte es nicht,

[1] Vgl. meinen Aufsatz: „Parallele zu einem afrikanischen Märchen“ (in Koch-Geigers „Zeitschr. f. vergl. Litteraturgesch. und Renaissance-Litteratur“ Jahrg. 1889, S. 449.).

Digitized by Google

dass auf der Steppe kein Wild mehr aufzutreiben sei. Darüber ärgerten sich nun noch mehr seine treulosen Kameraden und beschlossen im geheimen, den Blinden mitten auf der Steppe zurückzulassen, damit er von den wilden Thieren zerrissen werde. Sie machten sich also heimlich auf und davon, und erst später bemerkte der Blinde den Schurkenstreich seiner Kameraden. Voll Angst und Bangen tappte er vorwärts und gelangte zufällig in die Hütte eines Menschenfressers, der ihn freudig empfing und ihm zu essen gab. Der Blinde, nicht wissend, wo er sich befinde, sprach während dem Essen also: „Dieser Braten ist sehr gut, aber er hat einen merkwürdigen Geschmack. Was ist das für ein Fleisch?“ — „So!“ meinte der Menschenfresser, „du weisst also nicht, was du isst? Freilich, du bist ja blind und siehst den Braten nicht! Na warte, du sollst gleich sehen, was du verzehrst!“ Der Menschenfresser holte eine Salbe hervor, mit der er die Augen des Blinden einrieb. Da wurde dieser wieder sehend und blickte im Zimmer voll Freude herum; als aber sein Auge auf dem Braten haften blieb, da ergriff ihn Entsetzen und Grauen, denn vor ihm lag in der Schüssel ein gebratenes Menschenbein. Hell auflachend sprach der Menschenfresser: „Nun, schmeckt der Braten denn nicht mehr? Warte, morgen wird dein Bein hier in der Schüssel liegen!“ Sich scheinbar in sein Schicksal fügend, versetzte der Jäger: „Wenn du mich also morgen fressen willst, so lass mich aus dieser Flasche, die ich stets mit mir führe, noch einige Züge thun!“ Und er nahm seine Schnapsflasche hervor, that einen Zug und sprach: „Ja, das ist ein herrliches Getränke!“ — „Lass kosten!“ sprach der Menschenfresser, und als ihm der Jäger die Flasche überreichte, trank er den Inhalt derselben ganz aus. Davon aber wurde er so sehr berauscht, dass er in einen tiefen Schlaf verfiel. Der Jäger steckte nun von den Schätzen des Menschenfressers so viel zu sich, als er eben

Digitized by Google

zu tragen im stande war, und verliess eiligst die Hütte das Menschenfressers. Mitten auf der Steppe begegnete er seinen Kameraden, die sich gar sehr wunderten, dass er wieder sehend geworden, noch mehr aber setzten sie die Schätze des Jägers in Staunen. Dieser erzählte nun seinen treulosen Kameraden, dass am oberen, nördlichen[1] Rande der Steppe in einer Hütte ein alter Mann wohne, der jeden Blinden durch eine Salbe wieder sehend mache, und zwar so, dass er dann selbst in einer Entfernung von zehn Meilen eine Mücke erkenne; ausserdem aber beschenke der Alte Jeden, den er also geheilt hat, mit Schätzen mannigfacher Art. Da stachen sich die elf Jäger die Augen aus und zogen in der angezeigten Richtung zur Hütte des Menschenfressers, der sie abfing, einen nach dem anderen abschlachtete und verzehrte.

XLVI.

Der bestrafte Geizkragen.[2]

Es waren einmal zwei gute Freunde, beide Kaufleute, die Gott mit irdischen Gütern reichlich gesegnet hatte. Der eine war verheirathet, der andere ledig. Der Verheirathete hatte ein sehr schlechtes Herz und gönnte

[1] Dem Glauben der Armenier gemäss haben alle überirdischen Wesen im Norden ihren Sitz.

[2] Einen ähnlichen Stoff hat der dänische Schriftsteller Justesen (geb. 1476, gest. 1577) in einem Lustspiel, welches betitelt ist „Karrig Niding" (Der Geizteufel), bearbeitet (zuletzt herausgegeben in „Hieronymus Justesen Ranchs Danske Skuespil og Fuglevise. Udgivne ved S. Birket Smith. Kjöbenhavn 1876), wozu er wahrscheinlich eine Erzählung des Gualterus Mapes (Nugae Curialium, Dist. IV, Kap. 16) benützt hat. Ueber die Verbreitung dieser Erzählung s. Liebrecht, Zur Volkskunde (Heilbronn 1879) S. 50.

Digitized by Google

keinem Menschen einen Bissen Brot; selbst seine eigene Frau liess er darben und hungern. Der Geiz hatte sein Herz von Gott abwendig und den irdischen Schätzen zugeneigt gemacht. Keinem Bettler gab er je ein Almosen, während sein Freund Jedem half, der sich in der Noth an ihn wandte. Daher kam es auch, dass er bald verarmte und von seinem reichen, aber geizigen Freunde nicht mehr mit der alten Zuvorkommenheit empfangen wurde. Da geschah es einmal, dass ein zerfetzter, alter Greis vor dem Thore des Reichen stand und um ein Almosen flehte. Da befahl der Geizige seinen Dienern, den alten Bettler mit Hunden wegzuhetzen. Die Diener liessen die Kettenhunde los und hetzten sie auf den alten Bettler. Die Hunde warfen sich auf den alten Bettler und bissen ihn. Aber der Alte stand unbeweglich da, und es schien, als ob die Bisse der Hunde ihm keine Schmerzen verursachten. Nach einer Weile hob der Bettler seine Hände gen Himmel und rief: „Die Strafe Gottes wird nicht ausbleiben!“ Mit diesen Worten entfernte er sich und begab sich vor das Haus des verarmten Freundes, wo er auch um ein Almosen bat. Der verarmte Mann öffnete die Thür und gab dem Bettler ein Stück hartes Brot, indem er sprach: „Es ist steinhart, Alter; aber ich habe nur noch dies Stückchen Brot, und das will ich dir geben! Gott, der für die Vögel im Walde und für die Blumen auf dem Felde sorgt, wird ja gnädig auch fernerhin für mich sorgen!“ Da sprach der alte Bettler also: „Du bist ein frommer Mann! Und weil du nicht durch Leichtsinn, sondern durch deine Güte verarmt bist, so sollst du wieder reich werden! Ich bin der heilige Gregorius, der für dein Wohlergehen zu Gott flehen wird!“ Hierauf verschwand der Heilige.

Da musste eines Tages der reiche Mann weit übers Meer in ein fremdes Land fahren, um dort seine Geschäfte abzumachen. Als er die Reise antrat, sprach er zu seiner

Digitized by Google

Frau und seinen Dienern also: „Ich werde erst nach einem Jahre heimkehren; bis dahin seht, wie ihr euch das tägliche Brot verdient. Ich muss auch arbeiten, um leben zu können; arbeitet auch, dann werdet ihr auch zu essen haben!“ Hierauf zog er von dannen.

Als die Leute seine Worte vernahmen, empörte sich die ganze Stadt, denn Niemand hatte den Geizkragen lieb. Der ledige Mann war inzwischen wieder reich geworden, denn was immer er anfing, überall wurde er vom Glücke förmlich verfolgt. Die Leute gönnten ihm auch sein neuerblühtes Glück, denn sie wussten, dass er stets mildthätig gewesen war. Als er nun hörte, dass die Frau seines hartherzigen, geizigen Freundes darbe, zog er in ihre Wohnung und theilte mit dem Weibe alles, was er hatte. Die Frau war gottesfürchtig und fromm, und die Leute meinten, es wäre besser gewesen, wenn sie die Frau des mildthätigen Mannes geworden wäre, als die des hartherzigen Geizkragens.

Da hatte der Mann einmal einen wunderbaren Traum. Es träumte ihm, der heilige Gregorius sei ihm erschienen und habe ihm aufgetragen, die Frau seines Freundes zu heirathen, den Geizkragen aber bei seiner Rückkehr als einen Unbekannten wegjagen zu lassen. Diesen Traum erzählte der Mann allen Leuten, die ihm nun Alle zuredeten, den Auftrag des Heiligen zu erfüllen. Der Mann heirathete also die Frau des Geizkragens, und als dieser heimkehrte, wies er und seine Diener ihn mit den Worten hinaus: „Wir kennen dich nicht! Ein Mann solchen Namens hat in dieser Stadt nie gelebt!“ Der Geizkragen ging nun zu seinen Bekannten, wurde aber überall in der ganzen Stadt mit denselben Worten abgewiesen. Da machte er sich mit den Schätzen, die er sich auf seiner Reise erworben hatte, auf den Weg und wurde nie wieder in der Stadt gesehen; der mildthätige Mann aber lebte mit seiner Frau in Glück und Freuden. So straft Gott den Geiz.

Digitized by Google

XLVII.

Der Traum des betrogenen Mannes.[1]

Es lebte einmal ein sehr reicher Mann, der hatte ein sehr schönes junges Weib, das die Unterhaltung und das Vergnügen überaus liebte. Da der Mann sehr gütig und mildherzig war, so geschah es denn auch, dass sein Haus stets einem Festsaal glich, wo die Unterhaltungen kein Ende nahmen. Einer Schmauserei folgte die andere, einem Trinkgelage folgte das andere; kurz, das Haus des reichen Mannes war stets von Gästen besucht und mit sogenannten Freunden und Verwandten überfüllt, die sich am Tische des gütigen Mannes mästeten und als Dank hierfür ihn hinterrücks auslachten. So ging dies Leben einige Jahre fort.

Da hatte einmal der reiche Mann einen sonderbaren Traum. Es träumte ihm nämlich, dass er in einen Brunnen gefallen sei und im Falle sich an den Wurzeln eines Bäumchens, das am Rande des Brunnens wuchs, sich festgehalten habe. Da hing er nun und konnte weder aufnoch abwärts steigen, denn am Rande des Brunnens erschienen viele tausend Bienen, die ihn stachen, sobald er aufwärts steigen wollte; auf dem Boden des Brunnens aber befand sich ein grosser Drachen, der sein Feuer auf ihn spie, sobald er abwärts kriechen wollte. In solcher Lage bemerkte noch der arme Mann, dass mehrere Ratten die Wurzeln des Baumes benagten, an dem er sich festhielt. Voll Angst und Schrecken sah er, dass die Wurzeln, an

[1] Aehnliche, jedoch in der Motivirung ganz abweichende Erzählungen, die auch auf buddhistischen Ursprung hinweisen, s. bei Benfey, Pantschatantra I, 80; Julien, Avadânas (s. Anmerkung zum 40. Stück, S. 112) und die Parabel im „Barlaam und Josaphat" (s. Anmerkung zum 32. Stück, S. 87), und Liebrecht a. a. O. S. 457.

Digitized by Google

denen er sich festhielt, sich durch das Nagen der Ratten so sehr verdünnten, dass er schon im nächsten Augenblicke in den Rachen des Drachen fallen musste. Da erschien auf einmal der heilige Gregor am Brunnenrande und sprach also zum Manne: „Sieh, dieser Baum, an dem du dich festhälst, ist dein Leben; die Ratten, die seine Wurzeln benagen, sind deine Verwandten; die Bienen, die dich stechen, sobald du aufwärts strebst, sind deine sogenannten Freunde, und der Drache am Boden des Brunnens, der sein Feuer auf dich speit, sobald du abwärts kriechen willst, ist deine Frau. Jetzt gehe heim und handle nach bester Einsicht!“ Hierauf erwachte der reiche Mann und jagte Freunde und Verwandte aus dem Hause und nahm Abschied von seiner Frau, der er seinem Traume erzählt und mitgetheilt hatte, dass er Eremit werden wolle. Die Frau freute sich heimlich, dass ihr Mann in die Wüste gezogen, und setzte ihr früheres Leben fort. Nach drei Jahren hatte sie das ganze Vermögen verprasst und wurde nun von Niemandem mehr besucht. Als Bettlerin suchte sie ihren Mann in der Wüste auf und flehte um Vergebung. Der Gatte verzieh ihr, und sie liessen sich in einer anderen Stadt nieder, wo sie sich durch Fleiss und Sparsamkeit ein Vermögen erwarben und fromm und züchtig lebten.

XLVIII.

Der Kluge und der Dumme auf Reisen.[1]

Ein Kluger und ein Dummer trafen sich einmal auf der Landstrasse, und da sie Beide in die weite Welt zogen, um ihr Glück zu suchen, so beschlossen sie, miteinander zu gehen. Nach einer Weile fanden sie mehrere Stroh-

[1] S. Benfey, Pantschatantra § 203, I. 486 und Nachtr. 2, 548. Vgl. Stanislas Julien, Les Avadânas (Paris, 1859) I, 83.

bündel, und der Kluge sprach: „Dies wollen wir hier nicht liegen lassen!“ Und sie banden sich mit Stricken einige Strohbündel auf den Rücken und wanderten weiter. Da fanden sie nach einer Weile mehrere Reisigbündel, und der Kluge, die Strohbündel von seinem Rücken loslösend, sprach: „Dies ist besser, als Stroh!“ Und er belud seinen Rücken mit Reisigbündeln. Der Dumme aber sprach: „Ich löse die Stricke nicht los von meinem Rücken, denn schliesslich Stroh ist Stroh, und Reisig ist Reisig!“ Sie wanderten also weiter und fanden mehrere Holzscheite. Der Kluge warf seine Reisigbündel sogleich weg und lud sich die Holzscheite auf; der Dumme aber lachte und sprach: „Ach Gott! Stroh ist Stroh, und Holz ist Holz; der Unterschied zwischen beiden ist nicht gross!“ So wanderten sie weiter und fanden Eisen, das sich der Kluge auflud, nachdem er das Holz weggeworfen hatte. Dann fanden sie Silber, das der Kluge mit dem Eisen eintauschte, und schliesslich fanden sie mehrere Goldstangen. Da sprach wieder der Kluge: „Ja, das ist besser, als Silber!“ Und er löste das Silber von dem Rücken und belud sich mit Goldstangen, während der Dumme sprach: „Stroh ist Stroh, Gold ist Gold! Beide sind ja gelb!“ Sie kehrten nun heim, und während der Kluge ein reicher Mann wurde, blieb der Dumme mit seinen Strohbündeln ein armer Teufel sein ganzes Leben lang.

XLIX.

Der gelehrte Arzt.[1]

Es war einmal ein Arzt, der sich einbildete, der gelehrteste Mann der Welt zu sein. Er liess dies den Leuten durch seine Diener beibringen und sobald er zu

[1] Eine ähnliche Geschichte mitgetheilt in der armenischen Zeitschrift „Arevelk“, 23. Febr. 1887.

Digitized by Google

einem Kranken gerufen wurde, so sagte er stets: „Fürchte dich nicht, Freund! Ich habe ein Mittel, das alle Krankheiten heilt!“ Starb aber doch einer seiner Patienten, dann schob er die Schuld auf die den Kranken umgebenden Personen und meinte, diese hätten versäumt, seine Anordnungen genau zu erfüllen. In der Stadt gab es daher Niemanden, der nicht an die hohe Gelehrsamkeit des Arztes unbedingt geglaubt hätte. Aber es gab doch einen Mann, der das Treiben des Arztes durchschaute und beschloss, ihn zu entlarven. Er steckte daher einen Eselsschwanz in die Tasche und ging zum Arzte; er sprach zu ihm also: „Hochgelehrter Herr! Du hast ein Mittel für alle Krankheiten! Sieh, meinen Esel hat der Wolf gebissen; kannst du ihn heilen?“ — „O ja, Freundchen,“ versetzte der Arzt, „hier hast du das Mittel; es kostet einen Gulden.“ Da sprach der Mann, indem er den Eselsschwanz hervorzog: „Aber wird das Mittel auch genug sein für meinen Esel, den der Wolf so sehr gebissen hat, dass nur sein Schwanz übrig blieb?“ Erstaunt blickte der Arzt auf den Eselsschwanz und sprach dann bedächtig: „Freund, ich kann wohl gebissene Esel kuriren, aber aus einem Eselsschwanz kann ich keinen Esel machen!“

L.

Die Riesen und der Hirtenknabe.

Es war einmal ein armer Knabe, der weder Vater noch Mutter mehr hatte und die Schafe eines grossen Herrn hüten musste, um sein tägliches Brot sich zu verdienen. Tag und Nacht weilte er draussen auf dem freien Felde, und nur wenn Regen fiel oder Sturm über die Heide brauste, begab er sich in eine kleine Hütte am Rande des Waldes, in der er auch seine Habseligkeiten barg. Da

Digitized by Google

geschah es einmal, dass er spät in der Nacht draussen auf dem Felde bei seinen Schafen sass und ein Jammern vernahm. Er stand auf und ging dem Tone nach. Da fand er am Rande des Waldes einen Riesen liegen und wollte schon erschreckt weglaufen, als dieser ihm zurief: „Fürchte dich nicht; ich werde dir kein Leid zufügen, sondern dich noch belohnen, wenn du mir meinen Fuss verbindest. Ich wollte eine Eiche entwurzeln und habe dabei meinen Fuss verwundet!“ Der Hirtenknabe zog sein Hemd aus und verband damit den wunden Fuss des Riesen, worauf sich dieser erhob und also sprach: „Komm, jetzt will ich dich belohnen! Wir feiern heute eine Hochzeit, und da geht es lustig zu! Du musst auch daran theilnehmen! Damit dich aber meine Brüder nicht sehen können, so binde diese Schnur um deinen Leib; dann sieht dich Niemand!“ Hierauf reichte er dem Hirtenknaben eine unsichtbar machende Schnur, und voranschreitend, führte er den Hirtenknaben zu einer Quelle, wo viele hundert Riesen und Riesinnen versammelt waren, die eben eine Hochzeit feiern wollten. Sie tanzten und schäkerten miteinander bis nach Mitternacht; da riss ein Riese eine Pflanze aus dem Erdboden, worauf sich alle Riesen und Riesinnen so dünn machten, dass sie durch die enge Oeffnung des Erdbodens, welche die herausgerissene Pflanze zurückgelassen hatte, unter die Erde zu schlüpfen vermochten. Der verwundete Riese blieb als Letzter zurück und rief dann: „Wo bist du, Hirtenknabe?“ Dieser versetzte: „Hier, neben dir!“ — „Berühre meinen Körper,“ sagte der Riese, „damit du auch unter die Erde gelangen kannst.“ Der Hirtenknabe berührte also den Körper des Riesen, und ehe er sich's versah, befand er sich in einem grossen Saale, wo selbst die Wände aus lauterem Gold geschmiedet waren. Da sah er zu seinem grössten Erstaunen Riesensäuglinge in sein eigenes Festtagsgewand gehüllt und erblickte alle die prachtvollen Möbel und

Digitized by Google

Geräthe, die seinem Herrn gehörten, im Saale der Riesen.[1] Nun begann die Gesellschaft zu essen und zu trinken. Schmackhafte Speisen und gute Weine waren aufgetischt, und der arme Hirtenjunge griff muthig zu und liess es sich schmecken. Als er sich gesättigt hatte, dachte er bei sich: Ich stecke einen Laib Brot in meinen Sack! Morgen wird es mir wohlbekommen! . . Und er steckte ein ganzes Brot in seinen Umhängesack. Da hinkte der verwundete Riese herbei und flüsterte leise: „Wo bist du, Hirtenknabe?“ — „Hier!“ antwortete der Junge. Da sprach der Riese: „Berühre meinen Körper, damit ich dich zurück auf die Erde führe!“ Der Hirtenknabe berührte also den Körper des Riesen, und ehe er sich's versah, befand er sich schon auf der Oberfläche der Erde. Aber der Riese war verschwunden. Der Hirtenknabe schlich sich zu seinen Schafen zurück und löste die unsichtbar machende Schnur von seinem Leibe, die er dann in seinem Sacke wohl verbarg.

Am nächsten Morgen ward der Hirtenknabe hungrig und wollte sich ein Stück von dem vom Hochzeitsschmause mitgebrachten Brote abschneiden. Aber wie sehr er sich immer anstrengte, er konnte kein Stückchen abschneiden. Da biss er beherzt ins ganze Brot, aber da geschah ein wahres Wunder! Ein Goldstück entfiel seinem Munde und rollte zu seinen Füssen. Er biss zum zweiten, zum dritten Male ins Brot, und jedesmal entfiel seinem Munde ein Goldstück; das Brot aber blieb unversehrt. Darüber

[1] Das Entleihen der den Menschen angehörigen Sachen zum Gebrauch bei den Hochzeiten der Riesen finden wir auch in deutschen Sagen; vgl. Grimm, D. M. 423, 427—9; J. W. Wolf Nr. 69, 71; Müllenhoff, Sagen Nr. 382; Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1, 103; was aber den echt orientalischen Ursprung obigen Stückes und daher auch sein Alter betrifft, so vgl. dazu Leitner, Results of a Tour in Dardistan, Kashmir etc. (London, 1873) und Liebrecht, Zur Volkskunde S. 99.

Digitized by Google

freute sich der Hirtenknabe gar sehr, und sein Zauberbrot in seinen Umhängesack bergend, ging er ins nächste Dorf und kaufte sich dort Esswaren ein, worauf er eiligst zu seinen Schafen zurückkehrte. —

Der Herr, dessen Schafe der Hirtenjunge hütete, hatte eine wunderschöne Tochter, die dem armen Hirtenjungen stets freundlich und liebevoll begegnete, so oft sie mit ihrem Vater auf das Feld kam, um nach den Schafen zu sehen. Schon lange vorher hatte sich der Hirtenjunge vorgenommen, ihr zum Namenstage irgend eine Ueberraschung zu bereiten. Als nun der Namenstag herankam, band sich in der Nacht der Hirtenjunge die unsichtbar machende Schnur um den Leib, nahm einen Sack, gefüllt mit Goldstücken, zu sich, und heimlich schlich er in die Schlafkammer der schönen Jungfrau, vor deren Bett er den Sack hinstellte und dann zu seinen Schafen zurückkehrte. Gross war die Freude der Jungfrau und ihrer Eltern, als sie am nächsten Tage den Sack voll Gold fanden. Dies hörte auch der Hirtenjunge, und in der nächsten Nacht stellte er wieder einen Sack voll Gold vor das Bett der schönen Jungfrau. Und so machte er es volle sieben Nächte hindurch. Die Jungfrau und ihre Eltern waren nun überzeugt, dass irgend eine „gute Alte“[1] das viele Gold allnächtlich bringe. Sie beschlossen daher, in der achten Nacht zu wachen und aus einem Verstecke die Goldbringerin zu beobachten.

In der achten Nacht regnete und stürmte es, als der Hirtenjunge sich auf den Weg machte, um der schönen Jungfrau wieder einen Sack voll Gold zu bringen. Vor dem Hause seines Herrn angelangt, bemerkte er erst, dass er seine unsichtbar machende Schnur im Umhängesacke vergessen habe. In der stürmischen Nacht wollte er nicht noch in seine Hütte zurückkehren und ging daher

[1] S. Anmerkung zum 15. Stück auf Seite 36.

Digitized by Google

ins Zimmer der Jungfrau, wo er den Sack hinstellte und sich entfernen wollte. Da trat ihm sein Herr entgegen und rief: „Was? Du wolltest vom Golde, das jede Nacht eine gute Alte meiner Tochter bringt, stehlen? Der Hirtenjunge erschrak über diese Worte so sehr, dass er zitternd dastand und sich nicht zu entschuldigen wagte. Da sprach der Herr: „Weil du dich bis jetzt gut aufgeführt hast, so will ich dich nicht einsperren lassen; aber aus meinem Dienste bist du entlassen. Gehe!“ Und der Hirtenjunge ging zurück in seine Hütte, nahm den Umhängesack zu sich und zog in die Stadt. Dort liess er sich die schönsten Kleider machen, kaufte sich eine prachtvolle Kutsche und vier Pferde; dann miethete er sich zwei Diener und fuhr zu seinem Herrn zurück. Wie war derselbe erstaunt, als er den Hirtenjungen als grossen Herrn vor sich sah! Nun erzählte ihm der Hirtenjunge sein ganzes Glück und verlangte die schöne Jungfrau zur Gattin, die ihm gerne zugesagt wurde. Von nun an lebte er mit seiner schönen Gattin in stetem Glück und in dauernder Eintracht und Freude.

LI.

Der Fischer und die Wasserfee.

Vor vielen Jahren lebte einmal ein Fischer, der kümmerlich sein Leben von einem Tage zum anderen fristete. In dem Flusse, in welchem er fischte, gab es gar wenige Fische, und in die Fremde, zu einem anderen Flusse, auszuwandern, hatte er nicht den Muth, denn er liebte seine Heimath gar sehr und konnte sich von ihr nicht trennen. So lebte er denn gar kümmerlich und hatte manchen Tag keinen Bissen Brot in seiner Hütte.

Digitized by Google

Da sass er einmal am Flusse und war sehr traurig, denn den ganzen Tag über hatte er kein einziges Fischlein gefangen. Gegen Abend wollte er sich traurig nach Hause begeben, als er sein Netz sich bewegen sah. Er zog es mit schwerer Mühe ans Land und fand darin so viele Fische, wie er das ganze Jahr hindurch nicht gefangen hatte. Voller Freude packte er die Fische zusammen und trug sie sogleich in die nahegelegene Stadt, wo er sie verkaufte. Am nächsten Tage fing er wieder sehr viele Fische, und dies geschah nun Tag für Tag. Der Fischer fühlte sich dabei sehr wohl, denn von dieser Zeit an litt er keine Noth und konnte alle seine Bedürfnisse bestreiten.

Die Zeit verging, und da geschah es einmal zu Vollmond, dass der Fischer bei sich dachte: Die Nacht ist hell, und du gehst fischen, damit du den ganzen morgigen Tag in der Stadt weilen und dich unterhalten kannst! Man sagt zwar, dass zu Vollmond die Wasserfeen ans Land kommen und sich unterhalten, aber mir werden sie ja kein Leid zufügen! . . . So dachte bei sich der Fischer und ging in der Nacht hinaus zum Flusse, um Fische zu fangen. Kaum aber hatte er sein Netz ausgeworfen, als sich das Wasser theilte und eine wunderschöne Wasserfee ans Land stieg. Sie sprach zum Fischer: „Ich habe dir Tag für Tag unzählige Fische ins Netz getrieben, und dies that ich deshalb, weil ich dich liebe! Willst du mich zu deiner Gattin nehmen?“ — „Ja!“ versetzte der Fischer, der von der grossen Schönheit der Wasserfee entzückt war. ...

Die Zeit verging, und der Fischer lebte glücklich und zufrieden mit seiner schönen Gattin, der Wasserfee. Er fing tagtäglich unzählige der schönsten Fische, die er für schweres Geld in der Stadt verkaufte. Seine Frau weilte am Tage im Wasser, in der Nacht aber wohnte sie bei ihm in der Hütte. Da kamen die Tage des Parigentan[1]

[1] Die drei letzten Faschingstage.

Digitized by Google

heran, und die Wasserfee sprach zu ihrem Manne, dem Ficher: „Ich muss dich auf drei Tage und drei Nächte verlassen, damit ich den Parigentan mit meinen Schwestern nach unserem Brauche feiere. Während dieser Zeit fange keine Fische, denn sonst verlierst du mich.“ Der Fischer fing auf zwei Tage lang keine Fische; aber am dritten Tage, als er am Flusse sass und voll Sehnsucht seiner Gattin gedachte, da sah er auf der Oberfläche des Wassers unzählige Fische schwimmen. Er konnte nicht widerstehen, warf sein Netz ins Wasser und fing sich Fische. Da theilte sich das Wasser, und erzürnt sprang die Wasserfee aus Land und rief: „Du hast die Treue und dein Versprechen gebrochen! Jetzt musst du sterben!“ Hierauf spie sie ihm ins Gesicht und verschwand. Der Fischer fühlte sich auf einmal sehr krank und konnte sich mit schwerer Mühe in seine Hütte schleppen, wo er am dritten Tage starb.

LII.

Die scheintodte Geliebte.[1]

In einem Dorfe lebte einmal ein armer junger Mann, der hatte die schönste Jungfrau der ganzen Umgebung, die einzige Tochter eines sehr reichen Mannes, sehr lieb. Die Jungfrau liebte den Burschen auch, und daher kam es, dass eines Tages der Bursche im Hause des reichen Mannes erschien und die Jungfrau zur Gattin begehrte.

[1] Ueber den ganzen Kreis, zu welchem dieses Stück gehört, s. Liebrecht, Zur Volkskunde („Die Todten von Lustnau“) S. 62; durch den Zug, dass die Jungfrau, aus dem Grabe auferstehend, zuerst ihren Mann, dann ihre Eltern und schliesslich ihren Geliebten besucht, gehört das Stück auch zu dem Kreise, den mein Freund, Prof. A. Herrmann, in seiner Zeitschritt „Ethnologische

Digitized by Google

Da lachte der reiche Mann hell auf und sprach: „Wo denkst du hin? Bist du von Sinnen? Du glaubst, ich könnte meine einzige Tochter welchem Bettelfetzen immer an den Hals werfen? Meine Tochter wird schon in der nächsten Woche die Frau meines verwitweten Nachbars! Jetzt schau, dass du hinaus kommst, bevor ich dich hinauswerfen lasse.“ Und der arme Bursche schlich traurig heim in seine Hütte und weinte Tag und Nacht. Seine Liebe, sein Glück und sein Leben waren verloren. Er hatte nichts mehr zu hoffen, denn eine Woche darauf wurde in der That seine Geliebte die Gattin des reichen Witwers. Als die Glocken der Kirche zur Hochzeitsfeierlichkeit geläutet wurden, da raffte sich der arme Bursche auf und lief in den Wald, wo er vor einem Bilde der heiligen Maria zusammenbrach. „O Mutter Gottes, nimm gnädig dies Leid von mir, ich kann es nicht länger ertragen!“ So flehte der arme Bursche und schlief vor Ermüdung und Aufregung ein. Da erschien ihm im Traume die heilige Maria und sprach also zu ihm: „Wenn man deine Geliebte begraben hat, so gehe hin und öffne ihr Grab; rühre sie aber nicht an, sondern kehre lautlos in deine Hütte zurück! Dann wirst du grosse Freude erleben!“

Als der arme Bursche erwachte, fühlte er sich durch den Traum ermuthigt und ging stolz durch das Dorf in seine Hütte zurück. Auf dem Wege begegnete er dem Hochzeitszuge, und die Leute sahen ihn verwundert an; er aber schritt vorüber und grüsste höflich, als ob ihn die ganze Sache gar nichts anginge. Dies bemerkte auch

Mittheilungen aus Ungarn“ (I. Bd.) unter dem Titel: „Beiträge zur Vergleichung der Volkspoesie“, — durch das Eingreifen der heil. Maria nähert sich dies Stück auch der spanischen Romanze: „La amante resuscitada“, die Milá y Fontanals in seinen „Observaciones sobre la poesia popular“ etc. (Barcelona, 1853, S. 125) — mitgetheilt hat.

Digitized by Google

die Braut, und hatte sie nicht schon Leids genug, so vergrösserte der Gleichmuth ihres Geliebten noch mehr ihre Herzensqual. Kaum dass sie im Hochzeitshause ankamen, so wurde die Braut sehr krank und starb noch dieselbe Nacht. Die Leute fluchten dem reichen Manne und sagten, er habe seine Tochter ums Leben gebracht, weil er sie zur Heirath mit seinem verwitweten Nachbarn gezwungen habe. Nach drei Tagen wurde die Leiche hinaus auf den Friedhof geführt und begraben. Alle Leute des Dorfes folgten dem Sarge, nur der arme Bursche nicht, der sich in seine Hütte einschloss und den Anbruch der Nacht erwartete.

Als endlich die Sonne unterging und die Nacht heranbrach, schlich der arme Bursche auf den Friedhof und scharrte das frische Grab seiner Geliebten auf, wobei er fortwährend den „Mariengruss" betete. Rasch öffnete er den Sarg, und da lag sie nun vor ihm, bleich und stumm, sie, die er so heiss geliebt hatte. Weinend rannte er davon und schloss sich in seine Hütte ein.

Als er sich entfernt hatte, wurde es um das Grab sonnenhell, und die heilige Mutter Gottes erschien, zur Todten also sprechend: „Stehe auf, meine Tochter! Du sollst noch ein Leben voll Freude durchleben!" Auf stand die Jungfrau, und als sie die heilige Maria gen Himmel schweben sah, sank sie in die Knie und betete lange. Dann ging sie ins Dorf. Wohin sollte sie sich wenden? Sie musste zu dem Manne gehen, dem man sie angetraut hatte und dem sie nun angehörte. Sie ging also hin und klopfte ans Fenster. Der reiche Witwer steckte seinen Kopf zum Fenster heraus, und als er seine Gattin vor sich sah, schrie er laut auf: „O wehe! Das ist ein Gespenst!" Er schlug das Fenster rasch zu und kroch ins Bett, seinen Kopf in die Polster bergend. Da ging die schöne Jungfrau ans Fenster der Kammer, in der ihre Mutter schlief, und klopfte an. Als die Alte das Fenster

Digitized by Google

öffnete, schrie sie auf: „Jesus, Maria und alle ihr Heiligen, gebt meiner Tochter die ewige Ruhe! Geh im Namen Gottes und aller Heiligen!“ Mit diesen Worten schlug sie das Fenster zu und begann für das Seelenheil ihrer Tochter zu beten. Da ging die Jungfrau an das Fenster der Stube, in der ihr Vater schlief und klopfte ans Fenster. Als der Alte hinausblickte und seine Tochter vor dem Fenster stehen sah, erschrak er sehr und rief: „Weiche von hier, Geist meiner Tochter!“ Da ging die arme Maid hinaus auf die Strasse und dachte bei sich: Wohin soll ich mich wenden? Alle jagen mich fort! Vielleicht wird er sich meiner erbarmen und mir für heute nacht ein Obdach geben! Ich bin so todmüde! Morgen, dann gehe ich in die Welt, denn Niemand will mich kennen!... So denkend, gelangte sie zur Hütte ihres Geliebten. Schüchtern klopfte sie ans Fenster. Aber kaum hatte ihr Finger die Fensterscheibe berührt, so sprang die Thür schon auf, und heraus trat ihr Geliebter, der sie liebevoll umarmte und in seine Hütte führte, wo er ihr Speise und Trank vorsetzte. Nun erzählte er ihr seinen Traum im Walde, während die Jungfrau ihm von der heiligen Maria berichtete und ihm auch mittheilte, dass sie ihr Gatte und ihre Eltern nicht haben eingelassen, sondern sie fortgetrieben. „Lass gut sein, Vielgeliebte!“ sprach ihr Geliebter, „morgen werden wir die Sache ordnen. Jetzt lege dich nieder und ruhe dich aus!“ —

Am nächsten Tage ging der Bursche mit der Jungfrau durchs Dorf. Alle Leute, denen sie begegneten, liefen erschreckt davon, denn sie glaubten ein Gespenst zu sehen. Endlich kamen sie ins Haus des Vaters der Jungfrau, der auch davonlaufen wollte, aber der Bursche hielt ihn fest und erzählte ihm den ganzen Vorfall. Der Alte lief zu seiner Frau und erzählte ihr die merkwürdige Fügung Gottes. Die Mutter lief gleich herbei, herzte und küsste ihre schöne Tochter als eine Auferstandene,

Digitized by Google

Wiedergewonnene. Bald wusste das ganze Dorf um den Vorfall, und alle Leute bewillkommneten herzlich die schöne Jungfrau; ihr angetrauter Mann, der reiche Nachbar, aber sprach: „Ich will mich nicht Gottes Rathschluss entgegensetzen und entbinde die Jungfrau des Trauungsschwures!“ Auch der Pfarrer stimmte ihm bei, und so wurde die Jungfrau des armen Burschen Gattin, mit dem sie glücklich und zufrieden lebte, bis sie der Tod abrief.

LIII.

Die todte Geliebte.[1]

Es war einmal ein Handwerksburche, der musste auf Wanderschaft in ferne Lande ziehen. Er nahm von seiner Geliebten Abschied und wollte schon seinen Weg antreten, als die Maid ihm ein Goldstück in die Hand drückte und sprach: „Nimm dies Goldstück und wisse, dass ich gestorben bin, wenn es verrostet. Nur in der höchsten Noth trenne dich von ihm, denn es wird auf deiner Wanderfahrt dein Talisman sein!“ Der Bursche steckte das Goldstück in den Sack, umarmte und küsste noch einmal die Maid und zog dann in die Welt.

Ein Jahr lang arbeitete er bald in dieser, bald in jener Stadt, und es ging ihm ziemlich gut, denn er konnte sich von seinem Erwerbe manchen Gulden beiseite legen. Jeden Tag sah er das Goldstück an und freute sich, dass der Glanz desselben ungetrübt war. Aber nach Jahresfrist kam der Handwerksbursche in eine Stadt, wo er in schlechte Gesellschaft gerieth und nicht nur seine Ersparnisse verschwendete, sondern sich auch von seinem Talis-

[1] Ein interessantes Seitenstück zur sogenannten „Leonorensage.“

Digitized by Google

man, dem Goldstücke, trennte, indem er dasselbe bei einem Wirthe in Versatz gab. Von der Zeit an schien ihn das Glück verlassen zu haben. Nirgends bekam er Arbeit und musste durch Betteln sein Leben fristen. Da gereute es ihn, das Goldstück versetzt zu haben, und er sparte das erbettelte Geld zusammen, worauf er zurück in die Stadt kehrte, wo er das Goldstück versetzt hatte und dasselbe auslöste. Als er es betrachtete, bemerkte er zu seinem grössten Schrecken, dass dasselbe halb von Rost bedeckt war. Da ahnte er, dass seine Geliebte gestorben sei, und er wollte eiligst nach Hause reisen, aber er war sehr weit von der Heimath entfernt und hatte auch kein Geld, womit er die weite Reise hätte bestreiten können. Er blieb also in der fremden Stadt, und mit dem Goldstücke kehrte auch sein Glück zurück, denn er bekam wieder Arbeit und konnte sich wieder Ersparnisse beiseite legen. Da bekam er eines Tages einen Brief aus der Heimath, worin man ihm mittheilte, dass seine Geliebte dann und dann gestorben sei. Tagelang konnte der Bursche nichts arbeiten, sondern sass, vor sich hinbrütend, still in einem Winkel. Doch die Zeit heilt den Schmerz des Herzens, und auch der Bursche gewann langsam seinen alten Muth wieder und arbeitete mit verdoppeltem Fleisse so lange fort, bis er sich eine beträchtliche Summe Geldes erspart hatte und selbständig sein Geschäft fortführen konnte.

Er hatte Tag und Nacht vollauf zu thun und musste sich mehrere Gehülfen halten, damit er seine vielen Kundschaften zufriedenstellte. Bald sah er ein, dass er eine Frau für sein Hauswesen bedürfe, und rasch gedacht und frisch gethan! Er freite die Tochter eines reichen Meisters, die ihm auch gerne zugesagt wurde. Die Zeit verging nun rasch unter den Vorkehrungen zur Hochzeit, deren Tag bereits herangerückt war, als am Vorabend der junge Meister noch bis spät in die Nacht hineinarbeitete.

Da hörte er Jemanden an sein Fenster klopfen und

Digitized by Google

ihn bei seinem Namen rufen. Die Stimme kam ihm so bekannt vor, und doch konnte er sich in der Geschwindigkeit nicht gleich erinnern, wo er diese Stimme gehört habe. Er trat hinaus ins Freie, und da stand vor seinem Hause eine schwarze Kutsche mit vier schwarzen Rossen bespannt, die ein schwarz gekleideter Diener lenkte. In der Kutsche aber sass, in Brautgewänder gekleidet, seine todte Geliebte. Freundlich lächelnd, sprach sie zu ihm: „Du staunst, nicht wahr, mich hier zu sehen! Aber ich habe gehört, dass du morgen deine Hochzeit feiern willst, und da bin ich hergekommen, um dich noch einmal zu sehen, denn heute will ich auch meine Hochzeit feiern! Komm, steige ein und fahre ein Stück Weges mit mir!“ Der junge Meister stieg trotz Angst und Grauen in die Kutsche. Da knallte die Peitsche, und im rasenden Galopp flog das Gefährt davon. Da klammerte sich der junge Meister an seine Geliebte, und fröstelnd zog er sich wieder zurück, denn sie war eiskalt. Er sprach: „Wir werden verunglücken, denn dein Diener fährt zu schnell!“ Er war jetzt nämlich der Meinung, seine Geliebte lebe, und der Brief aus der Heimath, worin man ihm ihren Tod angezeigt hatte, sei erlogen gewesen. Aber da versetzte seine Geliebte: „Ja, mein Lieber, der Tod fährt schnell!“ Und da wandte sich der Diener um und grinste den Meister an, der voll Schrecken einen fleischlosen Todtenkopf erblickte. „Wir sind am Ziele“, rief die Maid, als sich ein Thor öffnete und der Meister den Friedhof seiner Heimath vor sich sah. „Nun gebe ich dir den Brautkuss!“ sprach; ihn küssend, die Maid, „ich bin dein, und du bist mein!“ Da verschwand das Gefährt, Alles war still und ruhig, und am nächsten Tage fanden die Leute den jungeu Meister todt auf dem Grabe seiner Geliebten.

Digitized by Google

LIV.

Die Schneetochter und der Feuersohn.[1]

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten lange Zeit keine Kinder, und das kränkte sie sehr. Einmal zur Winterszeit schien die Sonne gar hell und freundlich und lockte die Eheleute hinaus ins Freie. Da stand die Frau unter dem Dachfirst und betrachtete die vielen Eiszapfen, die von demselben herabhingen. Sie seufzte tief auf und sprach zu ihrem Gatten: „Ich würde mir nichts daraus machen, wenn ich auch so viele Kinder hätte, als da Eiszapfen herabhängen!“ — „Ich würde mich dessen auch nur freuen!“ versetzte der Mann. Da löste sich ein kleiner Eiszapfen los und fiel gerade in den Mund der Frau, die ihn lächelnd hinabschluckte und sprach: „Vielleicht werde ich ein Schneekind gebären!“ Der Mann lachte auch über den sonderbaren Gedanken seiner Frau.

Nach einigen Tagen fühlte sich die Frau krank und brachte ein Mägdlein zur Welt, das weiss wie Schnee und kalt wie Eis war. Brachte man dies Kind in die Nähe des Feuers, so schrie es aus Leibeskräften so lange, bis man es nicht an einen kühlen Ort setzte. Das Mägdlein gedieh sehr rasch und konnte schon nach einigen Monaten umherlaufen und sprechen. Da hatten die Eltern ihre liebe Plage mit dem Mägdlein, das überall Hitze und

[1] In einem isländischen Gedicht „Isúngs kvaedhi“ (das Eiskindlied), mitgetheilt in der „Antiquarik Tidscrift“ (Kjöbenh. 1847, S. 18 ff.) bekommt eine Mutter auch einen Knaben von einem Eiszapfen. Der Stoff dieses Liedes ist wahrscheinlich aus dem Italienischen, aus Donis Filosofia Morale (Venedig, 1552, 2. S. 111) geschöpft. Ueber Doni s. Benfey, Pantschatantra I, 10. Die armenische Erzählung weicht aber in den Hauptzügen ab. Vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 101.

Digitized by Google

Feuer mied und den ganzen Sommer über im Keller wohnte, im Winter aber draussen im Schnee schlief, und je kälter es war, sich desto wohler fühlte. Die Eltern nannten ihr Kind einfach: „Unsere Schneetochter," und dieser Name blieb ihr für ihr ganzes Leben.

Einmal sassen die Eltern vor dem Herde und sprachen über das sonderbare Benehmen ihrer Tochter, die gerade jetzt, wo es türmte und schneite, sich draussen umhertrieb. Da seufzte die Frau tief auf und sprach: „Ich wollte, ich hätte einen Feuersohn geboren!" Bei diesen Worten sprang vom Herdfeuer ein Funke in den Schoss der Frau, die lächelnd sprach: „Vielleicht werde ich jetzt einen Feuersohn gebären!" Der Mann lachte auch über die Worte seiner Frau, erschrak aber sehr, als seine Frau plötzlich einen Knaben zur Welt brachte, der stets so lange aus Leibeskräften schrie, bis man ihn nicht in die nächste Nähe des Feuers brachte; und nahte sich dem Kinde die Schneetochter, so schrie es so lange, bis sich diese aus seiner Nähe entfernte. Die Schneetochter selbst mied das Kind und zog sich aus seiner Nähe in den entferntesten Winkel; da erst merkten die Eltern, dass der ganze Körper des Knaben wie Feuer so roth und heiss war. Das bekümmerte sie sehr, und sie nannten das Kind einfach „Unser Feuersohn", welcher Name ihm für das ganze Leben blieb. Die Eltern hatten nun auch mit ihrem Feuersohne ihre liebe Noth und Plage. Er gedieh und wuchs rasch heran, so dass er schon nach einem Jahre umherlaufen und sprechen konnte. Stets sass er am Herde, in der nächsten Nähe des Feuers, und klagte stets über Kälte; besonders wenn seine Schwester in der Stube war, kroch er beinahe in die Flammen hinein, während das Mägdlein stets in seiner Anwesenheit über grosse Hitze klagte. Im Sommer lag der Knabe stets draussen in der Sonne, während seine Schwester sich in den Keller verkroch; daher kam es, dass die beiden Geschwister mit-

Digitized by Google

einander gar wenig in Berührung kamen, ja sich — wo sie nur konnten — mieden.

Als das Mägdlein zu einer schönen Jungfrau herangewachsen war, starben Vater und Mutter rasch hintereinander. Da sprach einmal der Feuersohn, der zu einem kräftigen Jünglinge herangewachsen war, zu seiner Schwester also: „Ich gehe in die Welt! Was sollte ich auch hier beginnen?“ — „Ich gehe mit dir!“ versetzte die Schwester, „ich habe ja ausser dir Niemanden mehr auf der Welt, und ich weiss, dass, wenn wir zusammen in die Welt gehen, wir noch irgendwo unser Glück finden werden!“ Der Feuersohn sprach: „Ich habe dich zwar von Herzen lieb, aber in deiner Nähe friere ich immer, während du in meiner Nähe stets über Hitze klagst! Wie sollen wir also miteinander wandern können, ohne einander unangenehm zu sein?“ — „Lass das nur meine Sorge sein,“ versetzte die Jungfrau, „ich habe schon daran gedacht, und wir werden uns auf der Wanderfahrt ganz gut vertragen! Sieh her, ich habe uns Pelzkleider machen lassen, und wenn wir diese anziehen, so fühle ich die Hitze nicht so sehr, und du wirst die Kälte nicht so spüren.“ Die Geschwister zogen sich also die Pelzkleider an und machten sich vergnügt auf den Weg, denn sie waren einander nicht mehr lästig. —

Lange wanderten der Feuersohn und die Schneetochter in der Welt umher, und als sie zur Winterszeit in einem grossen Wald kamen, da beschlossen sie, bis zum Frühlinge dort zu bleiben. Der Feuersohn baute sich eine Hütte, wo er stets ein grosses Feuer unterhielt und sich in der grössten Hitze am wohlsten fühlte, während seine Schwester, beinahe halbnackt, Tag und Nacht draussen weilte und in der grössten Kälte sich am wohlsten fühlte. Da traf es sich einmal, dass der junge König des Landes in den Wald kam, um zu jagen. Die Schneetochter tummelte sich wieder im Freien umher und begegnete dem Könige, der

Digitized by Google

verwundert die leichtbekleidete, schöne Jungfrau betrachtete. Er liess sich mit ihr in ein Gespräch ein und erfuhr, dass sie die Wärme nicht leiden könne, während ihr Bruder gerade die Hitze liebe. Dem Könige gefiel die schöne Jungfrau so sehr, dass er sie aufforderte, seine Gattin zu werden. Die Jungfrau sagte nicht Nein, und so wurde denn die Hochzeit mit grossem Pompe gefeiert. Der König liess seiner Gemahlin ein grosses Haus aus Eis erbauen, das, unter der Erde gelegen, auch im Sommer nicht schmolz. Für seinen Schwager aber liess er ein Gebäude aufführen, in welchem sich viele Backöfen befanden, die Tag und Nacht geheizt wurden. Da fühlte sich der Feuersohn sehr wohl; durch die fortwährende Hitze aber wurde sein Körper so glühend, dass Niemand ohne Gefahr in seiner Nähe weilen konnte.

Da traf es sich einmal, dass der König ein grosses Fest gab und dazu auch seinen Schwager einlud. Als schon alle Gäste versammelt waren, erschien der Feuersohn. Da wurde allen Leuten so heiss, dass sie eiligst ins Freie hinausliefen. Der König, darüber erzürnt, sprach zu seinem Schwager: „Hätte ich gewusst, dass du mir so viele Unannehmlichkeiten bereitest, so hätte ich dich in mein Haus nicht aufgenommen!“ Da versetzte der Feuersohn lachend: „Sei nicht böse, Schwager! Ich liebe die Hitze und meine Schwester die Kälte! Komm her, lass dich umarmen und sei nicht böse; ich gehe sogleich zurück in mein Haus!“ Und ehe sich's der König versah, so umarmte ihn der Feuersohn. In wildem Schmerze schrie der König auf, und als seine Gattin, die Schneetochter, aus dem Nebenzimmer, wohin sie sich vor ihrem heissen Bruder geflüchtet hatte, herbeieilte, lag schon der König verkohlt und todt am Boden. Als dies die Schneetochter sah, warf sie sich wüthend auf ihren Bruder, und ein Ringkampf begann, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hatte. Als die Leute auf den Lärm herbeieilten, sahen

Digitized by Google

sie, wie die Schneetochter zu Wasser schmolz und der Feuersohn Asche wurde. So endeten diese unglücklichen Geschwister.

LV.

Der Königssohn und die Schusterstochter.

Im Morgenlande lebte einmal ein armer Schuster, der hatte eine schöne und kluge Tochter, die in ihrem vierzehnten Lebensjahre stand, als sie ihrem Vater beim Handwerke schon aushelfen musste. Einmal sass sie vor der Hausthür und flickte Schuhe, als der Königssohn vorüberritt. Von ihrer grossen Schönheit und Fertigkeit im Schuhflicken überrascht, hielt der Königssohn sein Ross an und liess sich in ein Gespräch mit dem schönen Mädchen ein. Da erfuhr er denn, dass ihr Vater gar arm sei und sich kaum das tägliche Brot verdienen könne. Als dies der Königssohn erfuhr, liess er den Schuster herausrufen und sprach zu ihm also: „Meister, macht mir ein Paar Stiefel und schickt sie mir mit eurer Tochter heim!“ Hierauf ritt er von dannen, und der Meister machte sich freudig an die Arbeit. In kurzer Zeit waren die Stiefel fertig, und die schöne Schusterstochter trug dieselben hinauf in das Schloss zum Königssohne, welcher ihr eine Handvoll Goldstücke schenkte. Als sie ihrem Vater das viele Gold übergab, da rief dieser entrüstet: „Das hast du dir auf keine ehrliche Weise verdient!“ Doch als sich die Maid auf alle Heiligen verschwor, beruhigte sich der Schuster und nahm die vielen Goldstücke in Empfang. Nach einigen Tagen hielt der Königssohn sein Ross wieder vor der Schusterwerkstätte an und bestellte sich wieder ein Paar Stiefel. Als die schöne Maid sie ihm nach einigen Tagen heimbrachte, schenkte er ihr

Digitized by Google

abermals eine Handvoll Goldstücke. Dies geschah auch, als sie das dritte Paar Stiefel ihm heimbrachte. Als nun der Königssohn das vierte Paar Stiefel bestellte, so trug diese der Schuster selbst dem Königssohne heim. Da fragte dieser: „Warum hat die Stiefel nicht Eure Tochter gebracht? Oder glaubt Ihr gar, dass ich vergessen könnte, wie man eine ehrliche Maid zu behandeln hat?“ Der Schuster erröthete und sprach kein Wort. Der Königssohn aber fuhr fort: „Ich liebe Eure Tochter, und nur sie will ich zum Weibe haben. Zieht mit ihr in die Stadt des Nachbarlandes und lasst sie so lange in allen Dingen unterrichten, bis sie würdig ist, dereinst eine Königin zu werden.“ Er gab nun dem Schuster sehr viel Geld und befahl ihm, sich sofort auf den Weg zu machen.

Nach drei Jahren kehrte die Schusterstochter heim, nachdem sie alles, was zu lernen war, erlernt hatte. Als sie der Königssohn besuchte, fragte er sie: „Kannst du auch singen?“ Da sang die schöne Maid ein Lied, so schön, dass der Königssohn sie gerührt umarmte und sprach: „Morgen ist Sonntag; komme dann in die Kirche und singe am Chore mit.“ Am nächsten Tage ging also die Maid in die Kirche und sang dort so schön, dass alle Leute und auch der alte König tief gerührt wurden. Nach der Kirche lud sie der König zu sich zum Mittagessen ein, und als ihm sein Sohn gestand, dass er nur diese und keine andere Maid zum Weibe haben wolle, so willigte er gerne in diese Heirath ein und ordnete sogleich die Hochzeit an, die nach einigen Tagen mit grossem Pompe abgehalten wurde.

Als nun die Maid ins Brautgemach geführt wurde, um daselbst den Königssohn zu empfangen, sprang sie zum Fenster heraus und verschwand. Der Königssohn trat später ins Brautgemach, und als er dasselbe leer fand, machte er Lärm und liess seine Gattin überall im Lande suchen; aber man fand die Maid nirgends. Von diesem

Digitized by Google

Tage an ward der Königssohn trübsinnig und verschloss sich vor aller Welt. Dem alten Könige that es gar weh, seinen Sohn so leiden zu sehen, und er sprach daher eines Tages also zu ihm: „Lieber Sohn, besteige dein Ross und reite in die Welt hinaus; vielleicht findest du irgendwo dein angetrautes Weib!“ Und der Königssohn zog auch von dannen und irrte in der Welt so lange umher, bis er in eine Königsstadt kam, wo er hörte, dass am Königshofe eine kunstfertige Stickerin lebe, die, aus Gram darüber, dass ein Königssohn sie treulos verlassen habe, stumm geworden sei. Sofort eilte der Königssohn zum Könige und forderte seine Frau zurück. Da sprach der König: „Gut, dass ich dich habe! Jetzt sollst du deinen Verrath mit dem Leben büssen!“ Und er befahl dem Henker, den Königssohn zu köpfen. Als man ihn hinausführte, um ihn hinzurichten, lief seine Frau hinzu und rief: „Lasst ihn mich noch einmal küssen!“ Sie küsste ihn, worauf der König ihn nach altem Rechte[1] freigeben musste. Er freute sich selbst, dass die Maid ihre Sprache wiedererlangt habe, denn er wusste nicht, dass sie sich bloss verstellt hatte. Als sie mit dem Königssohne heimwärts zog, sagte sie: „Du hast mich mit vielem Gelde zur Königin gemacht, ich aber habe dein Leben mit einem Kusse mir erkauft. Ich ging bloss deshalb von dannen, weil ich fürchtete, dass man auf mich herabsehen werde; nun aber darf mir Niemand etwas nachreden, denn ich habe dein Leben gerettet.“

[1] S. Felix Liebrecht, Zur Volkskunde („Frauenprärogativ“) S. 433.

Digitized by Google

LVI.

Der büssende Graf.[1]

Vor vielen, vielen Jahren lebte einmal ein junger Graf, dem sein verschwenderischer Vater nach seinem Tode nur ein kleines Häuschen hinterliess; alles Andere nahmen die Gläubiger in Beschlag. Nun begann für den jungen Grafen eine Zeit der Noth und des Elends, die er früher nicht gekannt hatte. Einsam und verlassen sass er Tag und Nacht in seinem verfallenen Häuschen und dachte darüber nach, wie er zu Reichthum und Ansehen gelangen könne. Da erinnerte er sich einer alten Frau im Dorfe, von der man sich erzählte, dass sie, ohne einen Erwerb zu haben, dennoch gut lebe und an nichts eine Noth erleide, weil sie eben eine Hexe sei. Rasch entschlossen, ging der junge Graf zur alten Frau, und ihr sein Leid erzählend, bat er sie um Hülfe. Da sprach die Hexe: „Ja, ich will dir helfen, indem ich heute nacht den Teufel zu dir senden will, damit du mit ihm einen Bund schliessest; dann wirst du dein Leben lang reich und angesehen sein. Doch ich thue es nur unter der Bedingung, wenn du meine Tochter binnen Jahresfrist heirathest!“ Der junge Graf überlegte die Sache, und schliesslich willigte er in den Antrag der Hexe ein, indem er versprach, die Tochter derselben binnen Jahresfrist zu heirathen. „Also gehe jetzt nach Hause“, sprach hierauf die Hexe, „und entferne aus deinem Häuschen alle heiligen Sachen, wie Weihwasser, Bibel und Kruzifix. In der Nacht wird der Teufel zu dir kommen und den Bund mit dir abschliessen.“

[1] Einige ähnliche Züge finden sich im zweiten Theile des altfranzösischen Romans: „Roman de Robert le Diable“ (s. Uhland, Schriften III, 657 ff.).

Digitized by Google

Der junge Graf ging also nach Hause, und in der Nacht erschien bei ihm der Teufel, mit dem er den Bund schloss, indem er einen Kontrakt mit seinem eigenen Blute unterschrieb. Von dieser Zeit an glückte dem jungen Grafen jedes Unternehmen. Im Kartenspiele gewann er schon in einigen Tagen viele tausend Goldstücke, so dass er die früheren Güter seines Vaters zurücklösen konnte und sich noch neue Besitzungen anschaffte. Er lebte nun in Pracht und Herrlichkeit, reich und angesehen, umschwärmt von unzähligen Freunden; aber ein Gedanke betrübte ihn doch. Wenn er daran dachte, dass er bald die Tochter der Hexe heirathen müsse, da verfluchte er sein Dasein und wünschte sich zurück in seine frühere Armuth. In solche Gedanken vertieft, ritt er einmal im Gebirge umher und traf, vor einer Felsenhöhle sitzend, einen alten Eremiten an, mit dem er sich in seiner Herzensnoth in ein Gespräch einliess. Voll Zutrauen erzählte er dem frommen Greise von seinem Bunde mit dem Teufel und seiner bevorstehenden Ehe mit der Tochter der Hexe. Andächtig hörte ihn der Eremit an und sprach dann also: „Du kannst dich, mein Sohn, aus den Klauen des Teufels nur durch eine schwere, gar schwere Busse retten!“ Der junge Graf versetzte: „Ich will die schwerste Busse auf mich nehmen!“ Da steckte der Eremit seinen Stab in die Erde und sprach: „Du musst hier vor diesem Stabe so lange beten, bis er grüne Zweige treibt; dann musst du in die Welt ziehen und stumm sein, kein Wort sprechen, bis nicht vor deinen Augen ein Wunder geschieht. Dann hat Gott dir deine Sünden verziehen, und der Teufel hat keine Macht mehr über dich.“

Da jagte der Graf sein Ross nach Hause, nachdem er es vorher mit seinen prächtigen Kleidern behalten hatte, und zog ein härenes Eremitengewand an; hierauf kniete er vor dem dürren Stabe nieder und betete Tag und Nacht, nur mit Wurzeln und Kräutern sein Leben fristend.

Digitized by Google

Nach drei Jahren schlug der Stab aus und bekam grüne Zweige. Da sprach eines Tages der Eremit zum jungen Grafen: „Den einen Theil deiner Busse hat Gott gnädig angenommen und den dürren Stab ergrünen lassen! Jetzt ziehe, mein Sohn, in die Welt und stelle dich stumm. Du darfst kein Wort reden, bis nicht ein Wunder vor deinen Augen geschieht!“ Da legte der junge Graf sein Eremitengewand ab, und sich andere Kleider anziehend, wanderte er, sich stumm stellend, in die weite Welt. Nach langer, mühseliger Wanderschaft gelangte er nach Jahr und Tag an den Hof eines sehr mildthätigen Königs, der eine einzige, sehr schöne, aber stumme Tochter hatte. Dieser König erbarmte sich des stummen Wanderers und liess ihn von seinem Hofe nicht weg, indem er mildthätig für seinen Unterhalt sorgte. Da lebte aber am Hofe des Königs ein Herzog, der gerne die stumme Königstochter geheirathet hätte, aber von ihr stets zurückgewiesen wurde.

Einmal brachen Feinde ins Land, und der König zog ihnen mit seinen Soldaten entgegen. Alle Männer zogen mit in den Kampf, nur der stumme Graf blieb zurück. Da sass er einmal im Garten, als plötzlich ein schneeweisses Pferd vor ihm stand, beladen mit prächtigen weissen Kleidern und einem kostbaren Schwerte. Rasch erhob sich der junge Graf von seinem Sitze, zog die weissen Kleider an, und das Schwert ergreifend, schwang er sich auf das Ross und ritt dem Könige und seinen Leuten nach. Sein Gesicht verhüllend, gelangte er mitten in der Schlacht an und mähte die Feinde, wie der Schnitter die Garben. Er tödtete den König der Feinde, und dessen Kopf abschneidend und auf sein Schwert spiessend, ritt er rasch heimwärts, wo er im Garten die weissen Kleider auszog und nebst dem Schwerte aufs Ross legte, das plötzlich verschwand. Den Kopf des feindlichen Königs vergrub er im Garten. Dies alles hatte die Königstochter von einem Fenster aus mitangesehen, konnte es aber

Digitized by Google

m Vater nicht mittheilen, als dieser abends heimkehrte
l den Herzog mit Lob überhäufte. Der Herzog hatte
mlich dem Könige vorgelogen, er sei in weissen Gewändern
rschienen und habe den feindlichen König getödtet.
Er wies auch einen abgehauenen Kopf vor, dessen Gesicht
durch unzählige Schwerthiebe unkenntlich gemacht war.

Am nächsten Tage brachen die Feinde wieder ins Land, und diesmal tödtete der unbekannte, stumme Graf den Sohn des feindlichen Königs, dessen Kopf er im Garten vergrub. Auch diesmal wies der Herzog einen unkenntlich gemachten Kopf vor und rühmte sich, auch diese Heldenthat vollbracht zu haben.

Am dritten Tage wurden die Feinde gänzlich besiegt, und zwar durch die Hülfe des weissen Helden. Als er sich davonmachen wollte, schickte der König ihm einen Helden nach, damit er ihn zurückbringe. Da warf der Held sein Schwert nach dem entfliehenden Grafen, damit er sein Ross tödte, aber er traf sein Bein, so dass die Schwertspitze abbrach und im Beine stecken blieb. Der Graf flog auf seinem Rosse von dannen, und der Held erzählte seinem Könige den unglücklichen Fall. Dies vernahm der Herzog, und als sie abends heimkehrten, trat er vor den König und zeigte ihm sein wundes Bein, das er sich selbst verwundet hatte, und gab sich für den weissen Helden aus. Der König, in übergrosser Freude, küsste ihn und sprach: „Du hast mein Land gerettet, und du sollst dafür schon morgen meine Tochter zur Frau erhalten!“

Und so geschah es denn auch. Am nächsten Tage sollte die Hochzeit gefeiert werden. Alle Leute waren zugegen, auch der sich stumm stellende Graf, als der Priester die Trauung vollziehen wollte. Da begann die Königstochter, wie durch ein Wunder, zu sprechen, und den Herzog einen Betrüger nennend, führte sie ihren Vater in den Garten, und die Erde aufgrabend, zeigte sie

Digitized by Google

ihm die beiden Köpfe, die der König sogleich als die seiner königlichen Feinde erkannte. Dann zeigte sie ihm auch die echte Schwertspitze, die der Graf, aus seinem Beine herausziehend, ebenfalls im Garten vergraben. Nun sagte sie ihrem Vater, wer der eigentliche Held sei. Der König liess den jungen Grafen holen, der nun sprechen durfte, nachdem er ja ein Wunder gesehen hatte, nämlich die Königstochter, die sprechen konnte. Hocherfreut gab der König seine Tochter dem jungen Grafen zur Frau, den Herzog aber jagte er aus dem Lande.

LVII.

Der Mann ohne Seele.

Es war einmal ein armer Hirtenjunge, dem wollte es daheim durchaus nicht gefallen; deshalb nahm er eines Tages den Stab in die Hand, hing sich den Brotsack um und zog in die weite Welt, um irgendwo sein Glück zu finden. Lange Zeit wanderte er von einem Orte zum anderen und kam endlich, am neunundneunzigsten Tage seiner Wanderschaft, auf eine grosse Wiese, wo eine kleine Hütte stand. Er besann sich nicht lange, sondern trat in die Hütte ein, wo ein grosser, starker Mann vor dem Herdfeuer sass und sich ein Nachtmahl bereitete. Der Junge wünschte ihm einen „schönen guten Abend", worauf der Mann ihn bedächtig ansah und dann nach einer Weile fragte: „Was suchst du hier, mein Sohn?" — „Ich suche einen Dienst," versetzte der Junge, „und wie ich auf der Wiese die vielen Schafe gesehen habe, dachte ich bei mir, dass Ihr einen Schäferjungen wohl benöthigen werdet!" — „Mir ist es ganz gleich!" versetzte darauf der Mann. Der Junge fragte ihn nun: „Seid Ihr der Besitzer der Schafe?" — „Ja und nein!" erwiderte der Mann.

Digitized by Google

Der Junge sah ihn ganz verblüfft an und fragte dann weiter: „Also seid Ihr der Oberschäfer? Was sagt Ihr, soll ich also hier bleiben oder nicht?“ — „Mir ist es ganz gleich,“ antwortete der grosse Mann, „wenn du bleibst, ist es gut; Essen und Trinken bekommst du hier mehr als genug; wenn du aber gehst, so ist es auch gut! Wie du es eben haben willst!“ Der Junge wunderte sich über diese Reden des Mannes und beschloss bei ihm zu bleiben. Er sagte daher: „Ich bleibe bei dir und will mit dir zusammen so lange die Schafe hüten, als es mir eben bei dir gefällt!“ — „Mir ist es ganz gleich!“ versetzte der Mann, „jetzt komm, damit wir essen und uns zum Schlafen niederlegen, denn morgen zeitig in der Frühe müssen wir die goldenen Schafe austreiben.“ Nachdem sie ihr reichliches Nachtmahl beendigt hatten, legten sie sich nieder und schliefen bald ein.

Am nächsten Morgen zeitig in der Frühe weckte der grosse Mann den Jungen auf und sprach: „Komm, ich will dir die Schafe zeigen, die du auf die Weide zu treiben hast!“ Und er führte den Jungen hinaus zu einer Hürde, wo hundert goldhaarige Schafe eingepfercht waren. „Sieh, diese Schafe, mein Junge,“ sprach der Mann, „hast du auf die Weide zu treiben; sie gehören zwei Feen, einer blonden und einer braunen; doch darfst du sie nur bis zu jenem Bache treiben. Trittst du über den Bach, dann bist du verloren! Ich gehe jetzt zurück in die Hütte und werde uns das Mittagessen bereiten!“ Der Junge trieb also die goldhaarigen Schafe hinaus auf die Weide und hatte seine rechte Freude an den prächtigen Thieren, denn solche hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen. Zu Mittag brachte ihm der grosse Mann viele Speisen und einen guten Wein hinaus auf die Wiese, und indem er sagte: „Iss und trink!“ entfernte er sich rasch und verschwand in der Hütte. Da dachte bei sich der junge Hirte: das ist ja ein herrliches Leben! und griff tapfer

Digitized by Google

zu; bald waren die Speisen verzehrt und die Flasche geleert, und der Hirtenjunge streckte sich behaglich im Grase aus, um von den Mühen des Tages sich auszurasten.

Gegen Abend kam der grosse Mann, und nun trieben sie Beide die goldhaarigen Schafe heim in die Hürde, und nachdem sie genachtmahlt, legten sie sich nieder und schliefen bis zum Morgen, wo der Junge wieder die goldhaarigen Schafe auf die Weide trieb. So verging ein Tag nach dem anderen, und da fragte einmal der junge Hirte den grossen Mann: „Sag mir doch, warum bist du so traurig? Bist du krank?“ Der grosse Mann antwortete: „Ich bin weder traurig, noch lustig; ich bin weder krank, noch gesund!“ — „Also was fehlt dir?“ fragte weiter der junge Hirte. Der grosse Mann antwortete: „Meine Seele!“ — „Wie so?“ fragte erstaunt der Junge. Da seufzte der grosse Mann tief auf und sagte: „Ja, es ist so; ich habe keine Seele. Es ist eine sonderbare Geschichte, aber sie ist wahr!“ — „Ich bitte dich,“ sagte hierauf der junge Hirte, „erzähle mir deine Geschichte.“ Der grosse Mann setzte sich an das Herdfeuer und begann zu erzählen: „Ich bin der Sohn des arabischen Kaisers und kam nach langer Wanderschaft her, um die blonde Fee, die dort jenseits des Berges wohnt, zu heirathen. Sie hatte mich sehr lieb und wäre gern mein Weib geworden, wenn ihre ältere Schwester, die braune Fee, nicht gegen unsere Vereinigung gewesen wäre. Als ich einmal schlief, nahm mir die braune Fee die Seele aus meinem Leibe heraus; seitdem muss ich hier die goldenen Schafe der beiden Feen hüten und bin weder froh, noch traurig, ich bin weder krank, noch gesund; kurz, mir ist alles gleichgültig. Dies ist meine Geschichte.“ Der junge Hirte hatte ihm aufmerksam zugehört, und als der grosse Mann schwieg, fragte er ihn: „Und kann man diese beiden Feen sehen? Und wo?“ Der Mann erwiderte: „Ich habe dir schon

Digitized by Google

gesagt, dass die beiden Feen dort jenseits des Berges wohnen; ich habe dir auch schon gesagt, dass du dich hüten sollst, jenen Bach dort zu überschreiten; jetzt sage ich dir, wenn du den Bach überschreitest, so kommst du, den Steg entlang gehend, in den Garten der Feen, die du dort, wann immer, sehen kannst; aber es wird dir so ergehen, wie mir es ergangen ist, auch du wirst deine Seele verlieren!" Der starke Mann legte sich nieder und schlief bald ein; der junge Hirte konnte aber lange nicht einschlafen, sondern dachte fortwährend an die schönen Feen, an einen herrlichen Garten, an seine Seele, und unter solchen Gedanken schlief er dann auch ein.

Als der Tag anbrach, stand der junge Hirte auf und trieb die goldhaarigen Schafe hinaus auf die Weide. Nach dem Mittagessen trieb er seine Herde bis an den Bach, überschritt selbst denselben, und indem er die Flöte blies, lockte er auch die Schafe über das Wasser. Indem er die Flöte spielte, schritt er der Herde voran, die ihm getreulich nachfolgte. So kam er bis zum Garten der Feen, die ihm freundlich entgegenkamen und ihn einluden, sich niederzusetzen und ihnen auf der Flöte Schäferlieder zu blasen. Die beiden Schwestern hörten seinem Spiele aufmerksam zu, und als er gegen Abend seine Herde heimwärts trieb, beschenkten sie ihn reichlich und baten ihn, am folgenden Nachmittage wieder zu kommen.

Von nun an brachte der junge Hirte jeden Nachmittag bei den Feenschwestern zu, ohne dem starken Manne etwas davon zu sagen. An einem Nachmittag kam er aber ohne seine Flöte zu den Feen und log ihnen vor, dass er die Flöte verloren habe und, da kein Baum auf der Wiese sei, so habe er sich auch keine neue Flöte schnitzen können. Da rief die braune Fee: „Komm, mein Lieber, ich will dir einen Baum zeigen, aus dessen Holz du dir eine Flöte schnitzen kannst." Und die beiden Feen führten den jungen Hirten abseits zu einem Baume und

Digitized by Google

sagten: „Also hier ist der Baum!“ Der junge Hirte spaltete den Baum der Länge nach und sagte dann zur braunen Fee: „Stecke deine Finger in den Riss und fühle nach, ob die Axt bis in die Mitte des Stammes eingedrungen ist!“ Die braune Fee steckte die Finger hinein, und da zog der junge Hirte die Axt rasch heraus und klemmte die Finger in den Spalt. Die braune Fee war gefangen. Da lachte der junge Hirte und sprach: „Jetzt hab ich dich! Sprich, wo ist die Seele des Bräutigams deiner Schwester? Sagst du es nicht, so lassen wir dich hier bis an das Ende der Welt stehen!“ Die Fee erwiderte erschreckt: „Unten im Keller ist ein Fass, im Fass ein Bottich, im Bottich ein Topf, im Topf eine Flasche und in der Flasche befindet sich die Seele des Mannes.“ Da wandte sich der junge Hirte zur blonden Fee und sagte: „Hole die Flasche und laufe damit zu deinem Geliebten. Wenn du ihm dann seine Seele eingegossen hast, so lasse ihn ein Kreuz über dich machen und ein Vaterunser sprechen.“ Als die blonde Fee freudig davongeeilt war, sprach die braune Fee zum Jüngling: „Jetzt mache mich frei!“ Der junge Hirte erwiderte: „Vorerst will ich dir etwas sagen. Sobald deine Schwester unten bei ihrem Geliebten angelangt ist, so macht derselbe das Zeichen des Kreuzes über sie und spricht ein Vaterunser, dann ist deine Schwester keine Fee mehr, sondern wird ein irdisches Weib und heirathet ihren Geliebten, du bleibst dann hier allein. Wird dir das einsame Leben hier gefallen?“ — „Nein!“ antwortete die Fee. „Also werde denn auch ein irdisches Weib!“ rief der junge Hirte und machte das Zeichen des Kreuzes über die zitternde Fee, dann sprach er ein Vaterunser und befreite das wunderschöne Mädchen. Da krachte und donnerte es, und der Feenpalast samt dem prachtvollen Garten verschwand, als ob er nie da gewesen wäre. Das Mädchen und der Junge befanden sich allein auf

Digitized by Google

einer grossen Wiese. Da begann das wunderschöne Mädchen zu weinen und sagte: „Was soll ich Arme nun beginnen?“ Der junge Hirt versetzte: „Ich führe dich hinab zu deiner Schwester, die wird dich schon nach Arabien mitnehmen und ich, ich gehe weiter in die Welt hinein!“ — „Das darfst du nicht ohne mich!“ rief das schöne Mädchen. „Warum denn nicht!“ versetzte der junge Hirte, „ich weiss ja, dass du nie mein Weib werden willst!“ — „O, von Herzen gern!“ rief das schöne Mädchen. Nun, da gab es ein Umarmen, Küssen und Herzen, das selbst die alte Sonne, die so vieles schon gesehen hat, ihre Freude daran hatte. Als sie endlich hinab in die Hütte gingen, begann die Freude von neuem, und die Koserei dauerte bis zum nächsten Morgen, wo sie alle vier nach Arabien reisten. Nach langer Fahrt erreichten sie die Stadt des arabischen Kaisers und wurden vom Vater des grossen Mannes freudig empfangen. Die Hochzeit wurde festlich abgehalten und nun lebten sie Alle in Glück und Seligkeit, denn den jungen Hirten machte der arabische Kaiser zu seinem ersten Minister, nachdem er erfahren hatte, dass er seinen Sohn errettet und ihm die Seele zurückgeschafft habe.

LVIII.

Von den drei Brüdern, die nie sterben wollten.

Es waren einmal drei Brüder, sehr arme Leute, und trotzdem sie fleissig und arbeitsam waren, konnten sie es doch zu nichts bringen. Da beschlossen sie in die Welt zu ziehen und ihr Glück zu suchen. An einem Kreuzwege trennten sie sich und versprachen einander, nach Ablauf von drei Jahren sich an demselben Orte zu treffen. Sie trennten sich also, und Jeder zog in einer andern Richtung in die Welt.

Digitized by Google

Der älteste der drei Brüder kam in eine Königsstadt, wo man gerade die Nacht vorher dem Könige die Krone gestohlen hatte. Als er davon hörte, ging er sofort zum Könige und sprach also zu ihm: „Gnädigster Herr König! Ich bin ein armer Bursche, und erst heute bin ich in diese Stadt gekommen. Gestern überraschte mich die Nacht auf dem Wege, und da ich keine Herberge fand, so ging ich in den nächsten Wald. stieg auf einen Baum, damit mich die Wölfe nicht fressen, und schlief dort, nachdem ich mich fest an den Baum angebunden hatte. Da erwachte ich auf ein Geräusch und sah, wie drei Männer — ich würde sie auch jetzt erkennen, wenn ich ihnen begegnete — kurz, ich sah drei Männer, die unter dem Baume ein tiefes Loch gruben und eine kleine Kiste in dasselbe legten; dann scharrten sie das Loch zu und entfernten sich. Während ihrer Arbeit sprachen sie viel von Diamanten und Perlen, die sie aus einer Krone herausnehmen wollten.“ Da öffnete sich die Thür, und hereintrat der erste Minister des Königs. Als ihn der Jüngling erblickte, rief er: „Auch dieser da hat am Loche graben helfen. Dieser hat gesagt, dass er den grössten Diamanten haben wolle.“ Der Minister ward todtenbleich und wollte sich entfernen, aber der König rief seine Soldaten herein und liess ihn einsperren. Dann ging er und seine Leute mit dem Jüngling in den Wald, und sie fanden daselbst unter dem Baume die Krone vergraben. Als sie heimkehrten, liess der König den Minister und seine Helfershelfer, beide grosse Herren, köpfen, den Jüngling aber liess er bei sich wohnen, und als er nach drei Jahren wegging, schenkte er ihm drei Wagen voll Gold.

Der mittlere Bruder kam auch in eine Königsstadt und ging einmal an einem grossen Flusse entlang, als er eine ertrinkende Frau erblickte. Er sprang ins Wasser und rettete die Frau. Da liefen die Leute herbei und führten ihn und die Frau auf einem prächtigen Wagen

Digitized by Google

ins Königsschloss. Da erst erfuhr er, dass er die Königin vom Tode errettet habe. Die Königin badete nämlich und wurde vom Wasser fortgeschwemmt; wäre der Jüngling nicht rasch hinzugesprungen, so wäre sie ertrunken. Der König schenkte dem Jüngling, nachdem dieser drei Jahre bei ihm gewohnt hatte, sechs Wagen voll Gold.

Die drei Jahre waren also auf diese Weise verflossen, und die drei Brüder trafen zur verabredeten Zeit am Kreuzwege ein. Sie erzählten sich nun ihre Abenteuer, und während der ältere Bruder seine drei Wagen voll Gold zeigte und der mittlere seine sechs Wagen voll Gold vorführte und sie sich gegenseitig lobten und voll Freude über ihren Reichthum waren, sass der jüngste abseits am Wege und sah ihrem Treiben gleichgültig zu. Da fragten ihn endlich seine Brüder: „Was hast du in den letzten drei Jahren gemacht? Wo warst du? Erzähle es uns!“ Der Jüngste kratzte sich hinter den Ohren und sprach: „Was ich gemacht habe? fragt ihr. Nun, ich habe gar wenig gemacht. Mir ist es schlecht ergangen draussen in der weiten Welt. Ich bin von Stadt zu Stadt gewandert, aus einem Lande in das andere, aber nirgends habe ich Glück gehabt. Da bin ich endlich in ein Land gekommen, wo die Leute nicht sterben. Dort ist es mir noch leidlich ergangen.“ Da riefen seine beiden Brüder wie aus einem Munde: „Was sagst du? Du warst in einem Lande, wo die Leute nicht sterben? Wie ist das möglich?“ — „Ja“, versetzte der Jüngste, „ich bin in dem Lande gewesen und kehre auch dahin zurück, denn ich will nicht sterben!“ Da riefen wieder seine beiden Brüder: „Wir wollen auch nicht sterben! Kommt, lasst uns hinziehen! Gold haben wir genug, und dort können wir Alle ohne Sorgen bis in die Ewigkeit hinein leben!“

Sie machten sich also mit ihren Schätzen auf den Weg ins Land, wo die Menschen nicht sterben, und lobten unterwegs den Jüngsten, indem sie sagten: „Ja, du bist

Digitized by Google

von der Glücksfrau[1] bevorzugt worden! Du hast das Beste gefunden! Wir haben Gold erhalten, aber du hast das Land entdeckt, wo die Menschen nicht sterben! Aber sag mal, nicht wahr dort sind viele Menschen; denn wenn sie nicht sterben, sich immer nur vermehren, so müssen sie kaum Platz im Lande finden!" — „Warum nicht gar!" versetzte der Jüngste, „sie sterben zwar nicht, aber bisweilen ruft irgend einen ein Unbekannter und führt ihn weg auf Nimmerwiedersehen. Ich rathe euch deshalb, Niemandem zu folgen, wer immer euch rufen mag; folgt ihr ihm, so führt er euch aus dem Lande und ihr kommt nimmer wieder dahin zurück!" — „Na, das werden wir uns wohl überlegen," riefen seine Brüder, „wir folgen Niemandem, sei es wer immer, der uns ruft."

Sie kamen also ins Land, wo die Menschen nicht sterben, und siedelten sich daselbst an. Lange Zeit lebten sie fröhlich beisammen, als eines Abends der älteste Bruder von seinem Sitze aufsprang und rief: „Ich komme! ich komme gleich!" Seine Brüder fragten ihn: „Was sprichst du da? Es ruft ja Niemand!" — „O ja!" erwiderte der Aelteste, „man ruft mich! Ich muss gehen! Ich komme, ich komme!" Und er wollte eilig zur Thür hinauslaufen, aber seine Brüder hielten ihn auf, und der Jüngste sprach also zu ihm: „Ich habe dir gesagt, dass du Niemandem folgen sollst, wer immer dich ruft! Und jetzt willst du doch dem Rufe, den wir aber nicht hören, folgen!" — „Ich muss gehen!" versetzte der Aelteste, und mit dem Rufe: „Ich komme, ich komme!" stürmte er zur Thüre hinaus und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Die beiden anderen Brüder lebten nun weiter in Glück und Wohlstand. Jahre vergingen und keiner von ihnen dachte an den Tod. Da gingen sie einmal auf einer grossen Wiese spazieren und erzählten einander längst

[1] S. Anmerkung zum 26 Stück auf Seite 70/71.

Digitized by Google

vergangene Geschichten. Plötzlich rief der Mittlere: „Ich komme, ich komme! schrei nicht so laut, ich komme!“ Und er stürmte fort über die Wiese, über Stein und Graben. Der Jüngste lief ihm nach, und beinahe hatte er ihn schon eingeholt, als sein Bruder in einem Meere verschwand. Traurig schlich der Jüngste nach Hause. Am nächsten Tage ging er wieder hinaus auf die Wiese, um sich doch das Meer anzusehen, das er gestern zum erstenmal in der Nähe der Stadt gesehen und von dem er nie etwas gehört hatte. Er durchschritt die Wiese nach allen Richtungen, aber ein Meer sah er nirgends. Sinnend blieb er stehen, als ein Greis an ihn herantrat und ihn fragte: „Worüber denkst du nach, mein Sohn?“ Der Jüngste erwiderte: „Gestern befand sich hier ein Meer, in dem mein Bruder verschwand, und heute ist hier kein Meer zu sehen!“ — „Wohl wahr, mein Sohn!“ versetzte der Alte, „was du gestern gesehen hast, war die Ewigkeit, die war und ewig ist. Auch hier sterben die Menschen, nur wissen sie es nicht!“ Hierauf verschwand der Greis. Der Jüngling aber dachte bei sich: Wenn auch hier die Menschen sterben, so will ich lieber in meiner Heimath sterben! Und packte seine Schätze zusammen und reiste in seine Heimath, wo er bis zu seinem Tode gottgefällig lebte.

LIX.

Von der rechten Liebe.[1]

Es war einmal ein junger, reicher und schöner Herzog, der in Glück und Freuden sein Leben zubrachte. Alles, was er unternahm, war von Glück gekrönt. Trotzdem er

[1] Vgl. Hartmann von Aues „Armer Heinrich“.

Digitized by Google

verschwenderisch lebte, nahm sein Wohlstand doch von Tag zu Tag immer mehr zu, so dass er bald seine Besitzungen nicht kannte, noch schnell ohne viel Nachdenken herzusagen im stande war. Wo immer er sich zeigte, überall flogen ihm die Herzen entgegen, und Männer und Frauen buhlten um seine Gunst. Seine Schönheit, Grossmuth und Freigebigkeit machten ihn im Königspalast und in der Bettlerhütte gleich beliebt, und stolz konnte er von sich rühmen, dass er die Liebe der Weiber bis auf den letzten Tropfen genossen, dass kein Weib ihm je hat Widerstand leisten können. „Ich, und nur ich allein, kenne die rechte Liebe!" rühmte er sich seinen Freunden gegenüber. Und so kam es, dass er hochmüthig und stolz wurde; er wandte sein Herz von Gott ab und hing es an Weiber. Gott ist aber langmüthig und straft nicht gleich die Vergehen des Menschen; er lässt ihm Zeit zur Umkehr und Reue. So kam es auch, dass der schöne Herzog noch einige Jahre sein lasterhaftes Leben fortsetzte. Da kam aber eine ekelhafte Krankheit über ihn; sein Leib war mit eiternden Wunden bedeckt, die einen unausstehlichen Gestank von sich gaben. Jedermann floh den kranken Herzog; seine Freunde verliessen ihn, seine Diener entsprangen und wollten ihren kranken Herrn nicht mehr pflegen. Die berühmtesten Aerzte liess der Herzog an sein Lager rufen, aber keiner konnte ihm helfen, keiner ihn heilen. Da stieg die Demuth wieder ins Herz des Herzogs, und tagelang flehte er inbrünstig zu Gott um Vergebung seiner Sünden. Alle seine Güter verschenkte er an die Armen und an die Mönche, damit sie für sein Seelenheil beten sollen. Doch Niemand konnte bei ihm lange aushalten, nur eine einzige Maid war es, die Tochter eines blinden Bettlers, den der Herzog bei der Vertheilung seiner Güter zu beschenken vergessen hatte, die war es also, die Gott ihm zur Tröstung gesandt hatte, und die ihn mit unaussprechlicher Liebe und Ergebung Tag und

Digitized by Google

Nacht pflegte. Der Herzog wunderte sich gar oft darüber, wie das doch käme, dass ihn gerade diese Maid, die er nie beschenkt hatte, so aufopfernd, so herzinnig pflege und behandele; und oft und oft fragte er sie: „Sag mir, liebes Kind, warum pflegst du mich, warum verlässt du mich auch nicht, so wie es Alle gethan haben, die ich doch reichlich beschenkt habe? Sieh, ich kann dir nichts geben, und nach meinem Tode erhältst du so wenig, dass es nicht der Mühe werth ist, bei mir nur einen Tag zuzubringen!“ Aber von der Maid bekam er immer nur eine Antwort: „Lasst gut sein, Herr Herzog! Mein schönster Lohn ist der, wenn ich sehe, dass ich Eurem Herzen und Eurem Körper Linderung verschaffe!“ Bei einer solchen Gelegenheit zog er einmal von seinem Finger einen kostbaren Ring und schenkte ihn der Maid, indem er sagte: „Nimm diesen Ring und schenke ihn Dem, den du auf Erden am liebsten hast!“ —

So verging die Zeit, so verging ein Jahr nach dem anderen, und der Herzog konnte im dritten Jahre seiner Krankheit schon kein Glied mehr rühren. Manchmal kam der eine oder der andere Mönch zu ihm und betete mit ihm zu Gott. Bei einer solchen Gelegenheit erzählte er einem Mönche einen wunderbaren Traum, den er jüngst gehabt habe. Die heilige Mutter Gottes hätte im Traume zu ihm gesagt, er solle sich im Blute einer Jungfrau baden, die ihn von ganzem Herzen liebe. Lachend schloss der Herzog seine Rede: „Wer wird mich faulendes Aas lieben?“ Unbemerkt hatte die Maid diese Erzählung mit angehört und rief jetzt: „Ich, ich liebe Euch, o Herr! und ich will jetzt gleich mein Leben lassen, damit ihr Euch in meinem Blute baden könnt und gesundet! Heute in der Nacht, als ich an Eurem Bett gewacht, that eine Stimme vom Himmel mir kund, dass Euch mein Blut heilen würde!“ Der Herzog beschwor weinend die Maid, von ihrem Vorhaben abzustehen; diese aber holte statt aller Antwort

Digitized by Google

eine Badewanne in die Stube und, ihren Oberleib entblössend, neigte sie sich über die Wanne, und indem sie dem Mönche ein scharf geschliffenes Messer überreichte, sprach sie also: „Frommer Mann, durch deine Hand muss ich sterben, denn nur ein Mann, der nie ein Weib berührt hat, darf dies segensvolle Werk an mir vollziehen!“ Der Mönch ergriff das Messer und wollte es ins Herz der Maid bohren, da sprang aber diese auf und rief, indem sie den Ring, den ihr der Herzog geschenkt hatte, küsste: „Bevor ich sterbe, gebe ich den Ring Demjenigen, den ich auf Erden am liebsten habe!“ Und sie warf den Ring dem Herzog zu, der ihn an seine Lippen drückte und rief: „Das ist die rechte Liebe, die selbst den Tod nicht scheut! Nicht sollst du für mich sterben; ich will mein Leben lassen, damit du frei und glücklich werdest!“ Und als er sich vom Lager erhob, um sich das Leben zu nehmen, da bemerkte er und auch der Mönch und die Maid, dass sein Körper wundenlos sei und sein Gesicht so schön, wie in seinen besten Tagen. Ein Wunder Gottes war geschehen! Die rechte Liebe hatte Gottes Vergebung für einen armen Sünder erwirkt. Der Herzog und die Maid wurden selbstverständlich ein Paar und lebten in Glück und Frieden, aber auch in Demuth vor Gott bis an ihr Lebensende.

LX.

Das kurze Märchen.

Es war einmal ein Mann, der hatte eine lange Nase, und diese Nase war drei Spannen lang. Dieser Mann mit der drei Spannen langen Nase, erzählte am letzten Abend des Jahres, als dasselbe nur noch drei Spannen

Digitized by Google

lang war, ein drei Spannen langes Märchen. Und hätte der Mann mit der drei Spannen langen Nase nicht am letzten, drei Spannen langen Abend des Jahres ein drei Spannen langes Märchen erzählt, so wäre auch mein Märchen über drei Spannen lang gewesen, so aber bleibt es nur drei Spannen lang.

Digitized by Google

Anhang.

Sprichwörter.

Wenn du bemerkst, dass der Bach dir nicht nachfolgt, so folge du ihm nach.

Er stieg vom Pferde und stieg auf den Esel.

Das Schwein sprach: Seit ich Junge habe, finde ich nirgends reines Wasser.

Dann gehe nach Hause, wenn man den Tisch deckt, und dann in die Kirche, wenn das Volk herausströmt.

Nicht alles ist ein Apfel, was rund ist.

Im Wasser fürchtet sich ein Regentropfen nicht vor dem anderen.

Digitized by Google

Was der Grosse spricht, hört auch der Kleine.

Wenn der Reiche Schlangen isst, so sagt man: er kurirt sich; thut es der Arme, so sagt man: er ist hungrig.

Ein guter Schwimmer findet im Wasser seinen Tod.

Besser ein kluger Feind, als ein dummer Freund.

Die Zeit ist Silber.

Der Eier stiehlt, wird auch Hühner stehlen.

Was für die Katze Spiel ist, das ist für die Maus der Tod.

Sterben ist schwer, aber leben ist noch schwerer.

Der Wiedehopf stinkt, doch denkt er, dass sein Nest stinke.

Wünsche deinem Nachbarn eine Kuh, damit dir Gott zwei beschere.

Ungeborenem Kinde verfertige keine Wiege.

Der Gast ist der Esel des Gastgebers.

Digitized by Google

Das Haus, welches die Frau erbaut, stürzt Gott nicht zusammen; aber die Frau ist im stande, das Haus, das Gott erbaut hat, zu zerstören.

Ein ungesäuertes Brot ist die That des Muthlosen.

Der Baum sprach zur Axt: Du könntest mich nicht fällen, hättest du deinen Stiel nicht von mir erhalten.

Mit einer Hand lässt sich kein Beifall klatschen.

Der Hass und die Liebe sind ein Ehepaar.

Die Liebe ist der Zahnschmerz der Seele.

Der Hund sprach: „Ich bin geizig!“ und knusperte am Knochen, weil er kein Fleisch hatte.

Das Mädchen ist für die Eltern ein Schatz, den ein Fremder besitzt.

Eine alte Jungfrau ist ein Mörser ohne Stössel.

Besser das Kupfer in der Tasche, als die Goldknöpfe am Rocke des Nachbars.

Digitized by Google

Bedenk', und zur Zeit einlenk'.

Die Katze sprach: „Ich spiele nur!“ und tödtete die Maus.

Der Bär brüllt, wenn ein Zweig auf ihn fällt; er trollt aber schweigend weiter, wenn ihn ein Ast trifft.

Mutterliebe ist der Honig des Lebens.

Ein hungriger Magen ist die Betglocke des Teufels.

Arbeit am Morgen ist Gold, Arbeit am Abend ist Stein.

Zwei Augen zum Sehen, zwei Ohren zum Hören und einen Mund zum Schweigen.

Wein, Weib und Karten machen Weise zu Narren.

Den Gast schickt Gott.

Lobe nie deinen Freund, denn dadurch lobst du dich auch.

Wer sich selbst lobt, beschämt dadurch seine Freunde.

Digitized by Google

Der Narr will weise, der Betrunkene nüchtern und das Weib schweigsam sein.

Der Hund achtet nicht auf Gänsegeschnatter und der Kluge nicht auf Weiberklatsch.

Der Esel frisst keine Mandeln.

Nur Der ist ein Mensch, der lesen kann.

Wenn du das Kartenspiel dann aufgiebst, wenn du schon dein halbes Vermögen verloren hast, so hast du noch immer gewonnen.

Mein Herz ist kein Tischtuch, das man überall ausbreiten kann.

Wenn den Baum der Wind entwurzelt, so eilen viele Holzfäller herbei.

Das Einmal fordert das Zweimal heraus.

Ein Dieb bestahl den anderen, und Gott im Himmel wunderte sich darüber.

Niemand weiss, ob seine Kerze bis Mitternacht dauert.

Digitized by Google

Ein starker Essig sprengt das Gefäss.

Sprich keinen Unsinn, denn im Stalle schreit der Esel.

Der Schuster geht barfuss.

Das Laufen ist auch eine Kunst.

Den Blinden geht der Preis der Kerze nichts an.

Den Stummen versteht nur Gott.

Den guten Ochsen erkennt man im Joche, die gute Mutter bei der Wiege.

Wer den Weg in den Himmel gefunden hat, der fürchtet sich vor der Hölle.

Die Hunde beissen sich untereinander, aber gegen die Wölfe verbünden sie sich.

Der Armenier hat den Verstand im Kopfe, der Walach im Auge.

Ich kann viele Lieder, doch kann ich nicht singen.

Digitized by Google

Das Feuer ist die Rose des Winters.

Das Schwarze und das Weisse kann man nur im Bade unterscheiden.

Des Vaters Reichthümer sind die Motten für die Söhne.

Die Welt ist ein fetter Schwanz, und der Mensch ist das Messer daran.

Der Grossvater ass unreife Trauben, und der Enkel bekam Zahnweh.

Zu Hause ein Teufel, draussen ein Priester.

Im Flusse hat der Fisch keinen Werth.

Schliesse Freundschaft mit dem Hunde, doch vergiss nicht, den Stock mitzunehmen.

Die Welt ist eine Leiter, auf welcher der Eine aufwärts, der Andere abwärts schreitet.

Wer keine Kinder hat, ist betrübt; wer aber Kinder hat, der hat auch tausendfaches Trübsal.

Eine Witwe ist ein Weinfass ohne Wein.

Als man dem Wolf den Brief vorlas, sagte er: „Beeilet euch, denn sonst entwischt mir das Schaf.

Beim schmackhaften Brot fragt man nicht, ob es ein Jude oder ein Türke gebacken hat.

Eine Blume macht noch keinen Frühling.

Eine Hand wäscht die andere und beide das Gesicht.

Was der Wind bringt, das trägt er auch bald davon.

Wenn meine Grossmutter einen Bart gehabt hätte, so wäre sie mein Grossvater gewesen.

Das fromme Kalb saugt auch an sieben Kühen.

Besser ein naher Nachbar, als ein ferner Verwandter.

Aus den Augen, aus dem Herzen.

Wenn die Schwester in der That etwas Gutes wäre, so hätte auch Gott wenigstens eine Schwester.

Der Esel kann auf sieben Arten schwimmen, doch sieht er das Wasser, so vergisst er alle Arten.

Digitized by Google

Geschenke machen auch dunkle Wege hell.

Gott sieht alles, doch sagt er es Niemandem.

Wenn Jemand reich wird, sind ihm die Wände zu enge.

Der Teig will geknetet sein, das Kind will erzogen sein.

In einer Hand kann man nicht zwei Melonen halten.

Der Geld hat, hat keinen Verstand; der Verstand hat, hat kein Geld.

Besser der erfahrene Teufel, als der unerfahrene Engel.

Es ist besser, mit dem Klugen Steine zu klopfen, als mit dem Dummen zu speisen.

Den Krummen macht das Grab gerade.

Der Hass ist die Schwindsucht der Seele.

Der Jähzornige altert schnell.

Lebe und liebe, liebe und lebe.

Digitized by Google

Sach- und Namenregister.[1]

Abt von St. Gallen 30.
Adlerkönig 15.
Aitaraye-Brâhmana 27.
Alte, gute (Fee) 15. 23.
Ambanor (Amanora = Frühlingsgöttin) 22.
Ameisen, den Leib der Jungfrau verhüllend 37.
Apfel, goldener 2. 29. — das Antlitz der Jungfrau enthaltend 22.
Arabien 18. 39.
Arevelk, armen. Ztschrft. 5. 31. 49.
Aschenbrödel 22.
Astyages 24.
Athenäus 34.
Aurora 29.
Avadanas 40. 47.

Baldursage 29.
Barlaam und Josaphat 32. 47.
Bärenfell 33.
Baum, silberner 14.
Benfey 38. 41. 47. 48. 54.
Berggeist 18.
Bienen, Honig auf die Lippen legend 32. 47.
Blitz, erster 1.
Blumen, der Fussspur entspriessend 27.
Blumenkönigin 15.
Blutaberglaube 36.
Blutfrau 35.
Bochart 34.
Brenner, O. 29.
Brot, das Geld erzeugt 50.
Brunnen, aus dem man nicht trinken darf 2.
Bugge, Soph. 29.
Bürger 30.

Callistus Nicephorus 23.
Cassel, P. 34.
Castren 38.
Chorenei 24.
Clodius 34.
Çunahçepa 27.

Dalausi 22.
Daumesdick 17.
Diogenessagen 30.
Domenichi, L. 43.
Doni 54.
Donner, erster 1.
Dorotheos 42. 43.

[1] Die gesperrt gedruckten Anführungen enthalten Namen: die Zahlen bedeuten die betreffenden Stücke.

Digitized by Google

Drachen 15. 47.
Drachenmutter, mit drei Köpfen 15.
Dunkelheit (Mutter des Schattenkönigs) 34.
Dürre, Entstehung derselben 20.

Edda 29.
Eisen, Entdeckung desselben 2.
Eisenstein 1.
Emin, K. J. 24.
Erdbeben, Entstehung desselben 20.
Esel 2.
Eudoxus 34.
Eule, diamantene Aepfel verleihend 22.

Faden, rother 28.
Fee 14. 47.
Feuerhunde 23.
Feuersage 1.
Fingerring, der Todte erweckt 33.
Firdusi 24.
Fischkönig 15.
Fontanals y Mila 52.
Frau, schwarze 29.
Frauenprärogativ 55.
Frühlingsgöttin s. Ambanor.
Fuchskönig 15.

Gabriel, Erzengel 18. 20.
Galenus 34.
Geiger 45.
Geist einhauchen 33.
Giraldi Giraldo 43.
Glasberg 2.
Glöcklein der guten Alten 15.
Glücksfrau 26. 27. 28. 29. 58.
Glückshemd 26.
Glycas, Mich. 23.
Godiva 37.
Goedecke 8.
Gold, das Thiere herbeibringen 12.
Gold weinen 27.
Goldpfeil, lebendiger 38.
Gregorius, hl. 3. 45. 47.
Greise, uralte 15.
Grimm 8. 17. 50.
Gubernatis 2.
Gylfaginning 28.

Hahn, J. G. v. 17.
Hanusch, J. 21. 22. 23. 29.
Hartmann von der Aue 59.
Haselnusskind 17.
Herbstfäden 26. 28.
Herkules 34.
Herrmann, Ant. 52.
Hexe 12. 28. 56.
Homer 36.
Hunde, Erschaffung derselben 3.

Jahresschlaf des Drachen 15.
Jasmin lachen 15.
Johannes, hl. 13.
Joseph, hl. 38.
Isungs kvaedhi 54.
Julien, St. 40. 48.
Jungfrau, rothgekleidete 29.
Jungfrauenblut, unsichtbar machend 34.
Jungfrauenopfer 24.
Jupiter Capitolinus 23.
Justesen 46.
Jus primae noctis 37.

Kaiserchronik 23.
Kamm, goldener 12.
Karfreitag 34.

Digitized by Google

Karfunkelstein 2.
Katai-Chan 38.
Kinderblut 23.
Kieselstein 1.
Kleider, weisse 27. 28.
Knoblauch 44.
Koch, Max 32. 45.
Königswahl der Steine 1.
Konstantin der Grosse 23.
Krauss, F. S. 19. 21. 30.
Krebs 29.
Kreuz, umgekehrtes, s. Teufelszeichen.
Krösus 38.
Kröten 33.
Kruzifix 44.
Kürbis 2.

Lange 23.
Lebenstuch 44.
Legrand 36.
Leitner 50.
Leonorensage 53.
Lessing 30.
Leute, schwarze 17.
Liebrecht, Felix 6. 37. 41. 43. 46. 47. 50. 52. 54. 55.
Loki 28.
Löwenfett 7.

Máase Talúi 29.
Mannhardt 50.
Mantel, kupferner, silberner, goldener 15.
Mapes Gual. 46.
Maria, hl. 52.
Mareien 26.
Mäusekönig 18.
Mäusethurmsage 19.
Meerstier 23.
Menschenfresser 45.
Menschenfresserin 33.
Metaphrastus, Sim. 23.
Michael, Erzengel 20.
Mittler 37.
Mohr, dessen Speichel in Stein verwandelt 14. — riesengrosser 28.
Mond 2. 26. 27. 28. 51.
Mondmann 18.
Müllenhoff 50.

Nachgeburt 44.
Nathan der Weise 30.
Neujahrstag 12.

Odysseus 36.

Pantschatantra 41. 47. 48. 54.
Parigentan 51.
Passional 23.
Persephone-Sage 15.
Perlen lachen 27.
Pest 13. 44.
Pestsage 13.
Pestvogel 13.
Pferd, das nie schläft 29.
Pflanze bis zum Himmel reichend 19.
Pharao 22.
Prato, Giov. 43.
Priamel 25.
Prometheussage 24.

Rabe, in einen — verwandelt 27.
Ratten 47.
Regenkönig 34.
Riese 2. 50.
Riesenadler 28.
Robert der Teufel 56.
Rohrhalm 23.
Rosen lachen 15.
Rübezahl 13.
Rumänen 44.

Digitized by Google

Sah-Nameh 24.
Salbe gegen die Pest 13. — für Unverwundbarkeit 43. — befruchtend 33. — für Blinde 38. 45.
Sarg, gläserner, 33.
Sarkiss, hl. 21.
Schaf, Erschaffung desselben 4.
Schattenkönig 34.
Schlag als erlösendes Mittel 34.
Schlangen, den König auffressend 19. — aus den Schultern wachsend 24. — Gift ins Antlitz tröpfelnd 28.
Schleier, befruchtender 27.
Schloss, goldenes 15. 29. 34. — schwarzes 34.
Schnur, unsichtbar machend 50.
Schöppner, A., 13.
Schwarzwurz 44.
Siebenzahl 34.
Siegfriedssage 44.
Solon 38.
Sonnenbaum 29.
Sonnenheld 29.
Sonnenkönig 34.
Sonnenmann 18.
Sonnenmutter 29.
Speien in klares Wasser 2.
Speichel 14. — todtbringend 51. — in Stein verwandelnd 14. — des Meerstiersohnes 23. — menschliche Rede verleihend 27. — den Weg beleuchtend 34.
Stein — die Seele der Stiefmutter 25.
Sternschnuppen, Entstehung derselben 20.
Stute der Drachenmutter 15.
Sylvesterlegende 23.
Tau 28.
Taube 2. 14. 34.
Tellenschuss 38.
Teufel 1. 2. 4. 19. 24. 40. 42. 56.
Teufelvertreibung 44.
Teufelszeichen 24.
Toledoth Jesu 29.
Treichel, A., 13.
Thurm, babylonischer 19.
Typhon 34.

Uhland 56

Vampyr 44.
Veckenstedt, Edm., 13.
Vogel, der das Leben des Riesen enthält 2.
Vöglein (die Seele) 25. 26.

Wachtel 34.
Wald, himmelhoher 15
Wasserfee 51.
Weihwasser 26. 27. 33. 44. 56.
Werner 39.
Wesselofsky 43.
Wildsau 2.
Windmann 18. 34.
Wolf 50.
Wolff 39.
Wölfe, schwarze, beim Sonnenbaum 29.
Wolkenmann 18.
Wundernachtigall 14.

Zähne, eiserne, 33.
Zauberin 33.
Zauberwasser 33.
Ziege, Erschaffung derselben 4.
Zufall, Kind der Glücksfrau 26.

Digitized by Google

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Zur Volkskunde der transsilvanischen Zigeuner.

Von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Preis 80 Pfg.

Sitte und Brauch der Siebenbürger Sachsen.

Von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Preis 80 Pfg.

Aus dem Leben der Siebenbürger Rumänen.

Von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Preis 80 Pfg.

Die Szekler und Ungarn in Siebenbürgen.

Von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Preis 80 Pfg.

Die nordfriesischen Inseln

Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen sonst und jetzt.

Mit besonderer Berücksichtigung
der Sitten und Gebräuche der Bewohner bearbeitet
von

Christian Jensen.

Mit einigen 60 Abbildungen, einer Karte und 27 vielfarbigen Trachtenbildern auf 7 Tafeln.
Eleg. geh. Mk. 12.—, eleg. geb. Mk. 14.—.
Auch in 10 Lieferungen à Mk. 1.20 zu beziehen.

Ein werthvoller Beitrag zur Kunde der Insulaner. (Globus.)

Das ganze Buch, von der Verlagsbuchhandlung mit höchster Opulenz ausgestattet, ist ein solches, das seinem Verfasser alle Ehre macht. Es ist nicht das Produkt gewöhnlicher, fingerfertiger Buchmacherei, sondern die reife Frucht gewissenhafter und von berufener Seite angestellter Studien.
Harbert Harberts in der Reform.

Das Werk erhebt sich weit über die herkömmlichen Hand- und Reisebücher und hat Anspruch auf einen dauernden Platz in der Hausbibliothek. (Vossische Zeitung, 5. 8. 91.)

Digitized by Google

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Vom wandernden Zigeunervolke.

Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner.

Geschichtliches, Ethnologisches, Sprache und Poesie.

Von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Preis geheftet Mk. 10.—.

G. v. L. sagt in der **„Deutschen Roman-Zeitung"** u. a. folgendes über das Werk: „Unter den neueren Schriftstellern, die den eigenartigen, so lange räthselumwobenen Volksstamm zum Gegenstande der Betrachtung gewählt haben, dürfte wohl kaum einer soviel Beachtung verdienen, wie der Verfasser des vorliegenden Buches. Denn er hat sich nicht begnügt, den schon vorhandenen Quellenstoff zu sammeln, sondern er ist ‚ins Volk gegangen", hat sich von einem der Wanderstämme als Mitglied aufnehmen lassen und ist mit ihm herumgezogen, viele Monate lang, Freud und Leid der Genossen theilend. Unter mancher Entbehrung hat er so den Stoff gesammelt, der aus dem Werke **ein in seiner Art einzig dastehendes Buch** macht, das in den Grundrissen als **eine der besten Leistungen** des völkerschildernden Schrifttums gelten kann.

Wir wünschen dem Verfasser herzlich besten Erfolg aus zwei Gründen: erstlich ist das Werk thatsächlich werthvoll und fesselt durch seine Darstellung Jeden, der es in die Hand nimmt. Dann aber hat der Verfasser diesem Buche und der Sammlung des Stoffes Kraft und Gesundheit geopfert. Wenn eine zweite Auflage es ermöglichte, dann erst wäre er einigermassen für alles entschädigt. Ich mache Vorstände von grösseren Büchereien und Einzelne deshalb um so angelegentlicher auf das Werk aufmerksam."

Prof. **Dr. Schwicker** widmet dem Werke in der **„Allgemeinen Zeitung"** (München) eine grössere Abhandlung und sagt am Schlusse derselben: Damit schliessen wir unsere Besprechung des Wlislockischen Buches, dem wir vielen **Genuss und reiche Belehrung verdanken, das wir allen Freunden der Völkerkunde aufs wärmste** empfehlen.

Der Verfasser **gewann das Material durch unmittelbare Beobachtung des Volkslebens der Zigeuner**, mit denen er oft monatelang umherwanderte. Die Mühsal und Entsagung, welche er sich dergestalt auferlegte, hat sich reich gelohnt. Seine Mittheilungen sind darum sehr werthvoll und vertrauenswürdig.

(Korrespondenzblatt des Gesammtvereins der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. 1891. No. 7.)

Das Buch giebt werthvollen Belehrungsstoff. (Post 11. 6. 90.)

W. besitzt übrigens eine so glückliche Gabe der Darstellung, dass er auch ein grösseres Publikum als das fachgelehrte zu interessiren wissen wird.

(Illustr. Zeitung 15. 11. 90.)

W. hat uns in der That eines der vorzüglichsten ethnologischen Bücher gegeben welche in der letzten Zeit geschrieben sind.

(Deutsche Litteraturzeitung 27. 9. 90.)

W.'s Werk übertrifft sicher an Gehalt alles, was sonst über Zigeuner geschrieben ist (Aus allen Welttheilen. No. 7. 1890.)

Das vorzüglich orientirende Buch Dr. v. W.'s wird in weitesten Kreisen eine anregende und belehrende Lektüre zu bieten vermögen.

(Breslauer Ztg. 4. 6. 91.)

Es ist ein höchst interessantes und belehrendes Buch.

(Litterarhl. d. deutschen Lehrerztg.)

Dieses Buch ist eine echte Studie nach der Natur

(Litterar. Centralblatt No. 52. 1890.)

[illegible] dient die grösste Beachtung sollens der Fachleute und nicht minder [illegible] weiterer Kreise. (Gaea.)

[illegible] wandler Schilderer selbstgesehener und selbstergründeter Erscheinungen, so dass sein Buch bei aller Wissenschaftlichkeit wie ein [illegible] sich liest. (Litterar. Merkur 9. 8. 90.)

[illegible] und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

G.E.STECHERT & Co.

Digitized by Google

Digitized by Google